1,70 DM / Band 326
Schweiz Fr 1,60 / Österr. S 13,-



GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Dämonen-Paradies

Frankreich F 5,50 / Italien L 1400 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 110



Dämonen-Paradies

John Sinclair Nr. 326

von Jason Dark

erschienen am 02.10.1984

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Dämonen-Paradies

Herrenmagazine fand sie irre, der unterkühlte Charme des Filmstars Alain Delon machte sie an. Trockener Champagner mit einem Schuß Kiwisaft ließ sie fast rotieren, und wenn sie Dämonen sah, fing ihr Blut an zu kochen!

Sie war heiß auf diese Geschöpfe, sie wollte mit ihnen reden und sich mit ihnen zeigen, denn was hatte sie sonst schon außer Geld und Langeweile im Überfluß? Maxi Mandix war wirklich eine außergewöhnliche Person und eine sehr eigenwillige dazu…

Ich hatte sie in London auf einer Party kennengelernt. Die Feier lag schon einige Zeit zurück, und ich war damals auch nur hingegangen, weil ich mußte, denn ich hatte einen Orden bekommen, als ich den Werwolf-Terror vom Könighaus abgehalten hatte. Wie gesagt, ich war auf der Party, hatte zunächst dumm herumgestanden, hier einen Schluck genommen, da einen Happen gegessen und mich ansonsten gelangweilt.

Natürlich gab es genügend Schönheiten oder solche, die sich dafür hielten, aber die interessierten sich für die anderen Männer, die wesentlich bekannter waren als ich und zudem einige Skandale hinter sich hatten, wie man in den einschlägigen Gazetten lesen konnte. Aus diesem Grunde hatte ich mich ein wenig zurückgezogen und war in einem Sessel gelandet, der herrlich bequem war und zum Ausruhen einlud.

Um die Langeweile zu vertreiben, balancierte ich ein hochstieliges Champagnerglas auf dem rechten Knie der übereinandergeschlagenen Beine. Sicherheitshalber hatte ich das Glas leergetrunken. Das Balancieren des Glases nahm mich so in Anspruch, daß ich die Frau erst bemerkte, als ich ihr leises Lachen vernahm und feststellen mußte, daß sie mich schon eine Weile beobachtet hatte.

Erst dann schaute ich auf.

»Macht es Ihnen Spaß, Mister?« Sie swingte auf mich zu. Tatsächlich, sie ging nicht, sie swingte. Der Hüftschwung war schon eine gekonnte Anmache, ihre Augen lockten mit einem Bettblick, und in dem Longdrinkglas, das die schmalen Finger ihrer rechten Hand hielten, schwappte eine rötliche Flüssigkeit.

Meine Mutter hatte mir in der Jugend Manieren beigebracht. So stand ich auf und reckte mich zu meiner vollen Größe, denn die Frau war nicht gerade klein.

»Langweilig?« fragte sie.

Ich drechselte Phrasen. »Jetzt nicht mehr.«

Sie lachte und legte den Kopf zurück. »Das ist mir zu banal, Mister. Wenigstens aus Ihrem Mund. Einem der Möchtegern-Playboys hätte ich es abgenommen, aber nicht Ihnen.«

»Was unterscheidet mich denn von den anderen so?«

»Sehr viel.«

Ich hob die Schultern.

Sie swingte näher heran. Ich roch ihr Parfüm. Es duftete nach frischem Garten und Moschus. So eine Mischung hatte ich noch nie wahrgenommen, ich bewegte mich normalerweise auch nicht in Partykreisen, sondern mehr auf dem Parkett der Hölle.

Die freien Finger strichen über mein Jackett. Ein wenig elektrisierte mich die Berührung schon, schließlich bin ich ein Mensch und keine Maschine, und ich bekam eine Antwort auf meine Frage.

»Da ist erst einmal die Kleidung. Wie alt ist ihr Anzug?«
»Kann ich nicht sagen.«
Sie lachte und blies mir süßlich riechenden Atem ins Gesicht.
»Wahrscheinlich schon so alt, daß sie es vergessen haben.«
»Möglich.«
»Auch das Hemd entspricht nicht der neuesten Mode. So lange Kragen trägt man nicht mehr.«
»Es ist aber sauber«, erwiderte ich lahm.
Sie lachte wieder und ließ den gekrümmten Zeigefinger über den Hemdstoff wandern. So weit, bis sie am vierten Knopf von oben angelangt war und mein Jackett hätte öffnen müssen, wenn sie weiterspielen wollte. Das allerdings tat sie nicht.
Eigentlich schade, denn sie war eine wirklich gut aussehende Frau.
Man konnte auch das Wort schön verwenden.
Ein wenig erinnerte sie mich an Jane Collins, nur trug die ehemalige Detektivin das Haar nicht so lockig und dabei ordentlich unordentlich frisiert, wie es nun mal in Mode gekommen war. Ich bemerkte, daß sie grüne Augen hatte. Auch fielen die vollen, sinnlichen Lippen in ihrem Gesicht auf und die kleinen Grübchen in den Wangen, die dem Gesicht einen gewissen Liebreiz gaben.
Das Kleid, das sie trug, saß fast wie eine zweite Haut. Es bestand auch aus Stoff, zumeist jedoch aus kleinen bunten Glitzerdingern, die nur durch Fäden gehalten wurden und an den für Männeraugen strategisch wichtigen Stellen dichter zusammenwuchsen. Viel paßte da nicht mehr auf die Haut. Vielleicht noch ein knapper Slip…
Hochhackig waren ihre Schuhe. Wenn sie die Beine bewegte, klaffte das Kleid am linken Schenkel auseinander.
Die Frau hatte Sex, das wußte sie auch, und sie spielte ihn aus diesem Grunde aus.
»Zufrieden mit der Musterung, Mr. Sinclair?« fragte sie mich.
Ich hätte jetzt ein Kompliment machen müssen; aber als Salonlöwe war ich der Falsche. Statt dessen fragte ich: »Woher kennen Sie meinen Namen?«
»Sonst wäre ich nicht zu Ihnen gekommen.«
»Aha. Und wer sind Sie?«
»Maxi Mandix!«
Sie antwortete mir mit einer so großen Selbstverständlichkeit, daß ich den Namen einfach hätte kennen müssen. Ich hatte ihn auch schon gehört, nur wußte ich nicht, wo ich ihn hinstecken sollte. Ich schaute ein wenig verdattert aus der Wäsche, was Maxi wohl bemerkte, denn sie fragte: »Soll ich Ihnen auf die Sprünge helfen?«
»Das wäre nett.«
»Mandix. Whisky, Brandy, Liköre…«
Ich schlug mir gegen die Stirn. »Natürlich. Uralter schottischer Clan.

Groß im Spirituosengeschäft.«
»So ist es.«
»Entschuldigen Sie vielmals, aber einen Whisky halten Sie da ja nicht in der Hand.«
»Das stimmt, John.« Sie lächelte mir zu. »Sie können mich übrigens Maxi nennen. Es ist so üblich bei mir.«
»Gern, Maxi.«
Sie nahm einen Schluck und holte mit der Zunge letzte Tropfen von der Oberlippe. »Wissen Sie, John, ich bin gekommen, um mit Ihnen zu reden. Nur mit Ihnen.«
Ich lachte etwas verlegen. »Das ist natürlich eine Ehre für mich. Nur weiß ich nicht, worüber Sie mit mir sprechen wollen? Ich bin kein Partytiger, kenne mich in der Klatschgesellschaft nicht aus…«
»Aber bei Dämonen.«
Ich runzelte die Stirn. »Ein wenig besser«, schwächte ich ab.
Sie ließ meine Ausrede nicht gelten. »Natürlich weiß ich, wer sie sind. Ich habe Zeit gehabt, mich zu erkundigen und finde es interessant, welch einen Job Sie haben. Wissen Sie, ich interessiere mich nämlich auch für diese Dinge.«
»Tatsächlich?«
»Ja. Jeder echte Schotte hat ja seinen Familiengeist. Auch wir. Nur gibt es bei uns einen kleinen Unterschied zu den anderen. Unser Geist mordet auch.«
»Was sagt die Polizei dazu?«
Maxi hob die Schultern. Sie waren fast nackt. »Die Polizei weiß nichts davon. Davon abgesehen, John, ich finde Dämonen ungemein interessant. Ich liebe sie.«
»So hat jeder sein Vergnügen und seine Eigenarten«, erwiderte ich.
»Sie nicht?«
»Wie meinen Sie das?«
»Lieben Sie keine Dämonen?«
»Wohl kaum.«
»Entschuldigen Sie, ich vergaß. Sie jagen ja Geister. Heißen Sie nicht Geisterjäger?«
»Manchmal nennt man mich so.«
Bisher hatte sie mich angeschaut. Nun senkte sie ihren Blick und sah in das fast leere Glas. »Allerdings können Dämonen auch gefährlich werden. Kommen Sie, wenn ich Sie rufe?«
»Wohin?«
»Auf mein Schloß. Dort wohne ich.«
»Wenn ich gerade in der Nähe bin.«
»Nein, sie müßten sofort starten. Es wäre nämlich dringend. Zudem kann ich Ihnen heiße Nächte versprechen. Sowohl als auch. Sie verstehen doch, John, oder?«

»Im Prinzip.«

»Miß Mandix?« Eine etwas scharf klingende und leicht unwillige Stimme unterbrach unsere Unterhaltung. Im offenen Durchgang der großen Flügeltür stand ein breitschultriger schwarzhaariger Mann, der mich im ersten Moment an den guten alten Christopher Lee erinnerte, als er noch seine Dracula-Rollen spielte. Der Mann war dunkel gekleidet, und er besaß auch ein blasses Gesicht, dessen Züge scharf geschnitten waren.

»Das ist Conrad, mein Cousin«, sagte Maxi. »Er ruft mich stets zur Ordnung. Sie entschuldigen mich bitte, John! Vergessen Sie nicht, was ich Ihnen gesagt habe.«

Dann ging sie. Diesmal swingte sie nicht davon, sondern ging mit völlig normalen Schritten. Vielleicht auch ein wenig unsicher, so genau konnte ich das nicht feststellen.

Ich blieb zurück. Ein wenig nachdenklich. Vergessen Sie mich nicht, hatte Maxi gesagt. Ich vergaß die Begegnung trotzdem, da mich andere Fälle voll in Anspruch nahmen.

Bis zu jenem Samstag, als ich den Brief auf meinem Schreibtisch im Büro fand…

***

Wenn es sich eben vermeiden ließ, fuhr ich am Wochenende nicht ins Büro. An diesem Samstag machte ich eine Ausnahme, denn den Tag zuvor war ich zusammen mit Bill Conolly und Suko losgezogen, um einen Höllenhund zu jagen.

Bill hatte sich eine Erkältung eingefangen und nieste vor sich hin, während Suko bei Shao zu Hause war. Er hatte erst mit in das Büro fahren wollen, doch was da erledigt werden mußte, schaffte ich allein.

Ich wollte auch nicht länger als eine Stunde bleiben und nur kurz die Post durchsehen.

Der Brief fiel mir sofort auf. Erstens besaß der Umschlag eine hellblaue Farbe, stach somit von der anderen Post ab, außerdem gab er einen komischen Geruch ab.

Modergeruch…

Zunächst zuckte ich zurück und hielt erst einmal die Luft an. Dann roch ich nach, wobei ich feststellte, daß ich mich nicht getäuscht hatte.

Der Umschlag roch tatsächlich nach Moder.

Fragte sich nur, wer ihn geschickt hatte.

Ich schaute auf den Absender.

In gedruckten Goldbuchstaben standen dort der Name und die Anschrift. MAXI MANDIX - MANDIX CASTLE.

Mit dem Brief in der Hand ließ ich mich auf den Schreibtischstuhl fallen, zündete mir eine Zigarette an und begann nachzudenken. Maxi

Mandix? Wer war denn das schon wieder? Mußte ich die Dame kennen?

Im Moment fiel es mir wirklich nicht ein, da ich den Kopf mit anderen Dingen voll hatte, aber der Inhalt des Briefes würde mir sicherlich Aufschluß geben.

Ich öffnete ihn.

Es war keine Liebeserklärung, auch kein hingeschriebenes Seelendrama, sondern eine Nachricht und Erinnerung. Halblaut las ich den Text.

»Es ist soweit. Ich erinnere Sie an das Versprechen, das Sie gegeben haben. Außerdem eilt es sehr Maxi. Ihre Whisky-Lady.«

Als ich noch einmal in den Umschlag schaute, entdeckte ich das Ticket. Es war ausgestellt auf meinen Namen. Hin- und Rückflug London-Glasgow.

Da fiel bei mir der Cent.

Natürlich, Maxi Mandix, die swingende Supermieze, die Frau mit dem Sex hoch drei oder so ähnlich. Außerdem die Person, die Dämonen so sehr mochte.

Ich dachte nach, roch dabei an dem Brief, nahm abermals den Modergeruch wahr und erinnerte mich wieder an unser Zusammentreffen. Es war diese langweilige Party gewesen, bevor mich Maxi Mandix für ungefähr zehn Minuten in Beschlag genommen hatte.

Whisky-Lady hatte ich sie auch genannt. Nicht weil sie so trank, sondern wegen ihres Vaters, der einige Destillen besaß.

Wo wohnte sie? Ja, auf einem Schloß. Mandix Castle. Gehört hatte ich nur einmal davon, gesehen hatte ich es noch nicht. Es spielte auch keine Rolle, und mir fielen wieder ihre Abschiedsworte ein. Wenn ich Sie bitte, müssen Sie schnell kommen.

Nun lag der Brief vor mir.

Zudem nach Moder riechend.

Ein Zeichen, ein Beweis? Mehr das erste. Ich runzelte die Stirn und dachte weiter nach. Wir hatten Samstag. Vor mir lag ein freies Wochenende. Sollte ich es in Schottland verbringen? Meine Eltern wohnten dort. Möglicherweise konnte ich die Reise noch mit einem Besuch bei ihnen verbinden. Daß ich so dachte, bewies, daß ich mich schon halb entschlossen hatte, in den Norden zu reisen.

Zuvor allerdings wollte ich mehr über Maxi Mandix wissen. Wer konnte mir da Auskunft geben? Ich griff zum Telefon und wählte die Nummer meines Freundes Bill Conolly. Der Reporter kannte viele Leute. Prominente waren auch dabei. Sicherlich wußte er ein wenig mehr über die Whisky-Lady.

Er selbst meldete sich mit einer Stimme, die leicht verschnupft klang.

»Ach, du bist es, alter Tiger.« Er lachte. »Da spare ich das Geld für einen Anruf bei dir.«

»Wolltest du was?«
»Ja, dich einladen. Suko und Shao ebenfalls. Es wäre schön, wenn wir heute abend so richtig einen draufmachen könnten. Ich bin zwar nicht direkt in Form, aber während ihr Whisky trinkt, unterhalte ich mich mit einem Glas Grog.«
»Whisky ist das Stichwort.«
»Dann kommst du also?« Bill sprach schnell weiter. »Father Ignatius ist auch fast fertig. Er hat unser Haus sehr gut abgesichert, wir können in Ruhe feiern.«
»Ich glaube nicht, daß ich kommen werde, Bill.«
»Wieso? Du hast vorhin nicht etwa über Whisky gesprochen?«
»In einem anderen Zusammenhang. Mir geht es da mehr um einen Whisky-Produzenten oder genauer gesagt um die Tochter dieses Mannes. Kennst du Maxi Mandix!«
Ich hörte nichts. Dann stieß Bill ein Geräusch aus, das wohl ein Pfiff sein sollte, allerdings gelang es nicht so recht. Er räusperte sich, bevor er die Antwort gab. »Maxi?«
»Dann kennst du sie?«
»Ja und nein.«
»Komm, rede!«
Bill senkte seine Stimme. »Ich will nicht, daß Sheila etwas hört, aber ich kann dir von Mann zu Mann sagen, daß diese Frau ein heißes Eisen ist. In jeder Beziehung. Die kann Männer verschleißen, die holt dir das Weiße aus den Augen. Sei vorsichtig!«
»Sie hat mich eingeladen.«
»Auch das noch.«
»Und mir einen nach Moder riechenden Brief zugeschickt. Vielleicht ein Gag, ich weiß es nicht.«
Möglicherweise rang Bill während des Telefonats die Hände, ich war mir nicht sicher. Er stöhnte auf jeden Fall und fügte »Auch das noch« hinzu.
»Was ist denn nun mit Maxi?«
»Wie ich dir sagte, an der kann man sich die Finger verbrennen. Sie ist ziemlich reich, hat oft Langeweile und benutzt die Männer wie Spielzeug. Sei vorsichtig, wenn du zu ihr fährst. Wobei ich mich frage, wie du an sie kommst? Hatte sie von ihren schönen Playboys die Nase voll?«
»Das kann ich nicht sagen. Jedenfalls wandte sie sich an mich, weil sie Hilfe benötigte.«
»Und die sollst du ihr in Schottland geben?«
»Ja.«
»Was habe ich damit zu tun?«
»Im Prinzip nichts. Ich brauchte von dir nur einige Informationen über sie.«

»Was soll ich dir da berichten? Viel ist es nicht. Die Mandix haben ihr Vermögen mit Whisky und artverwandten Getränken gemacht. Maxi ist sehr ausgefallen, spielt das Playgirl, ob sie aber mit schwarzmagischen Mächten Kontakt hat, weiß ich auch nicht.«

»Das will ich ja feststellen.«

»Dann fliegst du?«

Ich legte die Beine hoch und bejahte.

»Ich kann dich nur warnen, John. Maxi hat vielleicht Langeweile und sucht ein Spielzeug. Das Schlimme dran ist, daß sie sich zumeist Männer aussucht, sie erst mit ins Bett schleppt und vor dem Frühstück wieder nach Hause schickt.«

Bill lachte rauh. »Da wirst du dich bestimmt vorsehen.«

»Und wie.«

»Einen weiteren Anhaltspunkt hast du nicht? Nur diesen Brief.«

»Der zudem nach Moder riecht.«

»Ein Gag.«

»Das hoffe ich auch. Tut mir leid, Bill, daß ich dir einen Korb geben muß, aber ich werde fliegen. Unter Umständen könnte ich Father Ignatius noch mitnehmen. Schließlich muß auch er nach Schottland.«

»Soviel ich weiß, will der Pater noch einige Besuche in London und Umgebung machen.«

»Gut, dann lassen wir es.«

»Okay, ich wünsche dir eine gute Reise. Fährt Suko eigentlich mit nach Schottland?«

»Nein, die Reise ist auch mehr privat. Ich gebe ihm nur Bescheid, damit er Sir James anrufen kann.«

»Dann guten Flug, Alter.«

»Danke, Bill. Und grüße die anderen von mir.«

»Mach ich.«

Ich legte auf und zündete mir eine Zigarette an. Mit dem qualmenden Stäbchen in der Hand begann ich meine Wanderung durch das Büro.

Hatte ich mich richtig verhalten? Oder warf ich, wenn ich nach Schottland fuhr, die Zeit nur zum Fenster hinaus?

Ich wußte es nicht. Wenn ich ehrlich sein sollte, mußte ich zugeben, daß mich Maxi Mandix auf irgendeine Art und Weise auch reizte. Es war ihre Art, die Überheblichkeit, ich wollte sehen, ob dies nur eine Schale war, die man aufbrechen mußte.

Falls sie tatsächlich in Schwierigkeiten steckte und diese mit schwarzmagischen Wesen zusammenhingen, würde ich mir später Vorwürfe machen, wenn ich nicht gefahren wäre.

Also hin. Schottland wartete. Und natürlich Maxi Mandix, die ihre Dämonen so sehr mochte…

***

Der Mann, der aussah wie Christopher Lee in seinen besten Gruseltagen, klopfte gegen die Tür und wartete einen Moment, bevor er sagte: »Sie können kommen, Mylady.«

»Sofort?«

»Ja.«

Maxi hatte im Bett gelegen. Ihr angeblicher Cousin stand draußen vor der Tür und wartete. Sie betrachtete den großen Lüster, der an der hohen Decke hing, und dachte an den Brief, den sie an John Sinclair geschickt hatte. War es richtig gewesen oder falsch? Niemand wußte es, sie am allerwenigsten. Aber sie glaubte daran daß ihr in naher Zukunft die Probleme über den Kopf wachsen würden. Deshalb hatte sie um die Hilfe gebeten. Wenn er nur schon da wäre, so aber mußte sie den Rest der Nacht noch überstehen.

»Mylady!«

»Ich komme, Conrad! Einen Moment noch. Es geht eben nicht alles so schnell.«

Natürlich ging es schneller, aber sie rechnete mit Sekunden, denn sie hatte Angst. Da war noch das Problem Conrad. Als Cousin gab sie ihn aus, wenn sie auf Reisen waren. Natürlich glaubte ihr das niemand, aber es wußte auch keiner, wer er in Wirklichkeit war.

Ein Leibwächter, ein Aufpasser, ein undurchsichtiger Mensch, angeblich eingesetzt von ihren Eltern, um sie zu kontrollieren, aber das stimmte nur bedingt.

Conrad war mehr, viel mehr sogar. Ein Mensch, eine Bestie, ein Dämon, ein Monstrum. Alle Begriffe paßten.

Das Zimmer in dem sie schlief, war groß und mit erlesenem Mobiliar eingerichtet. Auch fiel das große Himmelbett mit den roten Vorhängen auf. Es hätte Geschichten erzählen können. Zum Glück redeten Betten nicht.

Maxi trug ein nachthemdähnliches Kleid aus rötlichem Seidenstoff.

Natürlich war es tief ausgeschnitten. Man hätte sich gewundert, wäre es anders gewesen.

Nur im Kleid oder Nachtgewand wollte sie nicht gehen, deshalb streifte sie einen Morgenrock von derselben Farbe über und näherte sich der Tür, hinter der Conrad schon ungeduldig wartete.

Als sie öffnete, begann er bereits mit den Vorwürfen. »Die Zeit ist bald um, Mylady.«

»Es wird schon alles werden.«

»Hoffen wir es!«

Maxi Mandix stand neben Conrad und fürchtete sich. Wenn ihr jemand Angst einflößte, war es dieser Mann. Und auf ihn ausgerechnet war sie angewiesen. Er lebte mit ihr zusammen im Schloß, war Bewacher, Aufpasser, Diener, Leibwächter und Chauffeur in einem.

Und ein Mensch, der an die finsteren Mächte glaubte.
»Lassen Sie uns gehen, Mylady!«
Maxi warf ihm einen fragenden Blick zu. Sie bemerkte nur das kalte Lächeln auf dem Gesicht, mehr nicht.
Er hielt sich an ihrer linken Seite, als sie durch den Gang schritten. Es brannten nur wenige Lampen. Die alten Wände strahlten einen Geruch aus, der an eine blutige Vergangenheit erinnerte. Wahrscheinlich merkte nur Maxi den Geruch, doch in der letzten Zeit war er einfach stärker geworden.
Sie konnte sich nicht dagegen wehren, und sie fragte sich, ob sie alles richtig gemacht hatte, als der Reiseveranstalter sie dazu überredete, auf diesen neuen Weekend-Spaß einzugehen.
Spaß - Horror - Krimi. Das war genau die Mischung, die die Besucher liebten. So jedenfalls hatte Ed Selby gesprochen. Und sogar Conrad war dafür gewesen. Sofort eigentlich, was Maxi mißtrauisch machte.
Natürlich, sie hatte es gewollt. Sie wußte, daß es Kräfte gab, die gerade auch in den Gemäuern ihres Schlosses lauerten, aber sie dachte immer an die Warnung ihres Großvaters, der kurz vor seinem Tod, schon auf dem Sterbebett liegend, seine Enkelin beschworen hatte, es niemals zu versuchen. Nie die Mächte zu wecken, die in den Tiefen lauerten. Wenn dies geschah, würden sich Abgründe öffnen. Würde das Licht von der Finsternis verschluckt, die alles in die Tiefe zerrte.
Dieses Schloß hatte seine Geschichte.
Eine sehr blutige und sehr gefährliche sogar…
In seinem Innern war kaum etwas verändert worden. Sah man von einem gewissen Komfort ab, wie Bäder, Duschen, Elektrizität. Sonst war alles beim alten geblieben.
Niemand konnte den Hauch des Unheimlichen vertreiben. Auch Maxi nicht, die oft genug das Gefühl besaß, beobachtet zu werden.
Wenn dieses Gefühl sie überkam, lief es ihr jedesmal kalt den Rücken hinab, wie auch jetzt, als sie neben Conrad herging und seinen schleichenden Schritten lauschte.
Conrad war das Problem. Sie traute ihm alles zu, auch einen Mord.
Von dem Brief an John Sinclair hatte sie ihm nichts gesagt. Sie erreichten eine breite Steintreppe. Ein paar Lichtstreifen fielen auf die Stufen und ließen sie schimmern.
»Bitte nach Ihnen, Mylady«, sagte Conrad und ließ Maxi vorgehen.
Sie nickte. Links an der Wand befanden sich die Porträts ihrer Ahnen.
Da waren schreckliche Gestalten darunter. Männer und Frauen, die keine Moral kannten, gemordet und geschändet hatten. Nur sehr wenig Adelige, da der Clan oft genug mit dem Königshaus in Streit gelegen hatte.
Die Bilder steckten in uralten Rahmen. Manchmal war das Holz schon angefault, und als Maxi die Stufen nach unten stieg, hatte sie

das Gefühl, von grinsenden Gesichtern belauert zu werden. Es waren nur Bilder, doch in Maxis Augen wäre es keine Sensation gewesen, wenn sie gelebt hätten. In diesem Haus mußte sie mit allem rechnen.

Conrad hatte oft genug davon gesprochen, die Ahnen in Ehren zu halten und nicht zu reizen.

Das war schon komisch gewesen, Mandy hatte auch nie über sie gesprochen und sich nur Gedanken gemacht. In der Halle blieb sie stehen. Dort war alles vorbereitet worden. Am nächsten Tag sollte das Personal zurückkommen, damit es sich um die Gäste kümmern konnte.

Der lange Tisch mit der blanken Platte stand in der Halle. Er war weiß gedeckt worden. An einer Seite standen die noch abgedeckten Gläser für die Begrüßungsgetränke. Man wollte Whisky reichen, wie es sich gehörte.

»Warten Sie hier, Mylady«, sagte Conrad, verbeugte sich und schritt davon.

Maxi folgte ihm mit ihren Blicken. Er hatte einen außergewöhnlichen Gang. Steif, dennoch geschmeidig und nie laut. Seine Arme bewegten sich auch kaum. Sie hingen steif an beiden Seiten des Körpers nach unten.

Aus Conrad wurde sie nicht schlau…

Allein blieb Maxi in der Halle zurück. War dies überhaupt ihre Welt?

Nein, sie wollte es nicht glauben. Sie liebte die Freiheit, das Leben im Jetset, nicht dieses Dahinvegetieren auf einem alten Schloß. Leider zwang eine Klausel in den testamentarischen Verträgen ihres Großvaters sie dazu, auf Mandix Castle zu leben. Zumindest drei Monate im Jahr.

Keinen Tag länger hielt es Maxi in dem alten Gemäuer aus. Wenn die Zeit um war, verließ sie es fluchtartig, um sich in das hineinzustürzen, was sie Leben nannte.

Es war wie ein Rausch. Sie mußte dann von einem Ort zum anderen düsen, Menschen kennen- und liebenlernen, Parties feiern und ihr Dasein genießen.

Bis die Zeit vorbei war und Conrad erschien.

Er kam jedesmal wie ein düsterer Todesbote, um sie abzuholen. Zuerst hatten die anderen gespottet, als sie ihn sahen, denn Conrad stammte aus einer anderen Welt. Er war ein Relikt der Vergangenheit, und er besaß Macht über Maxi. Keinem Mann gehorchte sie so widerspruchslos wie Conrad, ihrem angeblichen Cousin.

Sie stand in der Halle, starrte auf den Tisch und fühlte, daß ihr kalter Schweiß den Rücken hinabrann. Es war ein unheimliches Gefühl, das ihre Adern durchströmte.

Maxi schüttelte den Kopf. Laß dich nicht verrückt machen! dachte sie.

Es dauert nicht mehr lange. Noch gut eine Woche, dann kannst du von hier verschwinden. Sie dachte an Nizza, an Monaco, an Cannes und an Kalifornien.

Überall schien die Sonne, nur nicht auf diesem Schloß. Auch an hellen Tagen hatte sie das Gefühl, in einer gewaltigen Gruft gefangen zu sein.

Dabei trug sie selbst die Schuld daran. Hatte sie nicht, weil ihr das Leben nicht genug bieten konnte, selbst den Kontakt zu den Mächten im Jenseits gesucht? Wollte sie nicht herausfinden, was an den alten Geschichten und den Chroniken stimmte, die über das Schloß geschrieben worden waren?

Wenn sie ehrlich gegen sich selbst war, mußte sie sich das alles eingestehen. Sie hatte auf gewisse Art und Weise mit dem Feuer gespielt. Nun schaffte sie es nicht mehr, die Flammen zu löschen. Sie waren da und würden, wenn sie nicht achtgab, sie auch verbrennen.

Für einen Moment schloß sie die Augen. Nicht Dunkelheit »sah« sie.

Es waren seltsame Gebilde, geisterhafte Gestalten, grell und farbig, die vor ihren geschlossenen Augen tanzten. Wesen, die nicht existent waren und von ihrem Unterbewußtsein produziert wurden.

Ein leises Räuspern ließ sie zusammenfahren. Hastig riß sie die Augen auf, ein kicksender Laut verließ ihre Kehle, und sie sah Conrad vor sich stehen. Gehört hatte sie ihn nicht. Manchmal bewegte er sich absolut lautlos.

Wieder trug er seinen dunklen Anzug. Das weiße Hemd wurde von einer Weste so sehr verdeckt, daß sie nur den Stehkragen sah, der den Hals umschloß.

»Mylady!« Conrad verbeugte sich leicht. Auf seinen ausgestreckten Händen hielt er ein Tablett. Es war ziemlich groß und mußte auch eine gewisse Größe haben, damit die alte Axt ihren Platz darauf finden konnte.

»Sie haben mich erschreckt, Conrad!«

»Das tut mir leid, Mylady, aber ich wollte Ihnen nur die Mordwaffe präsentieren.«

Maxi Mandix war durcheinander. »Welche Mordwaffe?«

Conrad gestattete sich ein schmales Lächeln. »Die für morgen. Sie wissen doch, der Besuch. Das Mörder-Weekend. Es muß ja ein Opfer geben. Diese Axt ist die Mordwaffe, mit der er umgebracht wird.«

Maxi zog die Augenbrauen zusammen. »Wen meinen Sie damit, Conrad?«

»John Sinclair natürlich!«

Maxi Mandix hatte das Gefühl, in den Erdboden versinken zu müssen.

Plötzlich wurde ihr schwindlig. Sie trat einen Schritt zur Seite und blieb breitbeinig stehen, um so einen besseren Halt zu haben. Hatte sie

richtig verstanden? John Sinclair? Das konnte nicht sein. Niemand außer ihr wußte, daß er kommen sollte. Falls er überhaupt kam, denn er hatte ihr keine Nachricht zukommen lassen.

»Ist Ihnen nicht gut, Mylady?« Sehr deutlich hörte Maxi die falsche Freundlichkeit aus der Stimme des angeblichen Cousins heraus.

»Nein, nein, es geht schon, wissen Sie.«

»Ich meinte ja nur.«

Maxi Mandix atmete tief ein. Sie hatte den ersten Schock überwunden, und sie wollte nachfragen. Wieso kam Conrad ausgerechnet auf John Sinclair? Er konnte einfach nichts wissen.

Sie schaute auf die Axt. Es war tatsächlich eine alte Waffe, und an ihr klebte Blut. Dies nur im übertragenen Sinne, denn zu sehen war nichts.

Maxi wußte genau, daß einer ihrer Vorfahren die Axt genutzt hatte. Er hatte grausam gewütet, war ein Mörder und Amokläufer gewesen, und diese Waffe sollte nun eingesetzt werden.

»Nun, Mylady?« fragte Conrad.

Sie schüttelte den Kopf. »Wie können Sie so etwas nur sagen.« flüsterte Maxi. »Es gibt keinen Mord. Wenigstens keinen echten. Die Menschen, die morgen in dieses Schloß kommen, wollen einen Nervenkitzel erleben, aber kein Verbrechen.«

»Schließt das eine das andere aus?« fragte Conrad.

»Ja.«

»Wir werden sehen. Ich wollte nur, daß Sie sich die Mordwaffe genau anschauen, bevor…«

»Bevor was?«

»Bevor sie im Kopf des John Sinclair steckt, Mylady.«

Da war es wieder! John Sinclair. Sie hatte sich nicht verhört. Der Name war tatsächlich gefallen. Woher kannte Conrad ihn? Gut, er hatte ihn auf dieser Party gesehen, wo Maxi den Geisterjäger ansprach, aber er konnte nichts von diesem Brief und dem Ticket wissen, das sie an Sinclair geschickt hatte.

»Was wissen Sie über ihn?« fragte Maxi mit flüsternder Stimme. »Was wissen Sie über John Sinclair?«

»Daß er kommen wird.«

Diese Antwort überraschte Maxi nicht. Sie hatte damit gerechnet.

Dennoch trat sie unwillkürlich einen Schritt zurück. »Woher wissen Sie es? Wer hat es Ihnen gesagt?«

»Ich weiß es.«

»Sie haben meine Post geöffnet?«

Conrad hob die Schultern. »Sie wissen genau, Mylady, daß ich für Sie verantwortlich bin. So ist es nun einmal festgelegt worden, nachdem Sie sich von ihren Eltern trennten. Sie haben sehr viel Geld bekommen und mich dazu. Ich gebe zu, daß es leichter ist, sich mit dem Geld

abzufinden, aber bitte, ich bin da. Zudem habe ich auch nicht vor, in der nächsten Zeit einfach zu verschwinden. Reicht dies als Antwort?«

»Ja, es reicht.« Maxi Mandix konnte kaum reden. Sie war viel zu durcheinander. Conrad wurde ihr immer unheimlicher, und sie fragte sich öfter, ob die es überhaupt noch mit einem Menschen zu tun hatte oder ob Conrad nicht längst unter den Einfluß anderer, schrecklicher Mächte stand.

Maxi schaute ihn an.

Sein Gesicht blieb wie immer unbewegt. Der breite Mund wirkte wie eine Kerbe in der bleichen Haut. Die Augen zeigten überhaupt kein Gefühl. Sie konnten nur mehr starr blicken, und dennoch sahen sie alles.

Conrad war manchmal schattenhaft. Er sah, hörte und reagierte. Nichts konnte man vor ihm verheimlichen.

Das wurmte sie so.

Maxi mußte sich vor der nächsten Antwort zusammennehmen. »Es wird keinen Mord geben«, sagte sie. »Jedenfalls keinen echten. Haben wir uns verstanden, Conrad?«

»Sehr wohl, Mylady.«

»Dann richten Sie sich danach. Ich habe mich auf dieses Mörder-Weekend eingelassen. Es war eine Ausnahme, und es wird eine Ausnahme bleiben, das schwöre ich Ihnen.«

Conrad ging überhaupt nicht auf ihre Bemerkung ein. Er wechselte das Thema. »Sie sollten zu Bett gehen, Mylady. Es ist sehr spät geworden. Wir erwarten die Gäste schon am frühen Morgen. Und Sie Ihren Freund sicherlich auch.«

»Er ist nicht mein Freund!« Maxi trat wütend mit dem Fuß auf und erschrak gleichzeitig über ihre eigene Reaktion.

»Entschuldigen Sie, bitte!«

Noch einmal schaute sie Conrad an. Die Axt auf dem Tablett ignorierte sie bewußt. Diese Waffe wollte sie nicht mehr sehen, dann drehte sie sich um und lief zur Treppe.

Schon auf den Stufen erreichte sie der letzte Ruf. »Ich wünsche Ihnen noch eine angenehme Nacht, Mylady!«

Sie kümmerte sich nicht darum und rannte hoch bis zum Gang, wo auch ihr Zimmer lag. Hastig drückte sie auf die Klinke, stieß die Tür auf und taumelte in den Raum.

Maxi sah nur das Himmelbett, sie sank hinein und »vergrub« das Gesicht zwischen den Kissen.

Sie begann zu weinen. Vor Angst, Wut und Enttäuschung. Wieder einmal war ihr bewußt geworden, in welch einem Gefängnis sie lebte.

Dieses Schloß mit seinen dicken Mauern war für sie wie ein Zuchthaus, das seine Tore für immer verschlossen hielt.

Maxis Schultern bebten. Es dauerte eine Weile, bis sie sich wieder

gefangen hatte und sich aufrichten konnte. Dabei schwang sie die Beine hoch, drehte sich und legte sich rücklings in ihr Bett.
Sie starrte gegen den Himmel aus Stoff.
Blutrot spannte er sich über ihr. Wie sie dieses verfluchte Himmelbett haßte. Der Sage nach war in ihm eine ihrer Ahnfrauen gestorben. Auf schreckliche Art und Weise hatte man sie umgebracht. Wahrscheinlich sogar mit der Axt, die ihr Conrad auf dem silbernen Tablett serviert hatte. Als sie daran dachte, durchtoste sie ein Schüttelfrost. Maxi begann so sehr zu zittern, daß sie das Gefühl überhaupt nicht unter Kontrolle bekommen konnte.
Es war die Angst vor der Zukunft und das Wissen, in diesem Schloß eine Gefangene zu sein.
Schlafen sollte sie. Conrad hatte ihr dazu geraten. Ja, er riet immer. Er sagte ihr, was sie zu tun hatte, aber er traf nie ihren Geschmack oder ihre Wünsche.
Sie wünschte sich, daß es ihn nicht mehr gab. Er paßte nicht in eine moderne Zeit, denn er war ein Stück lebendiger Vergangenheit.
Das dumpfe Schlagen einer Uhr schreckte sie. Maxi selbst hatte ihre Cartier-Uhr abgelegt, sie lauschte nur mehr den hallenden Schlägen der Standuhr.
Zwölfmal hallte der Gong.
Mitternacht…
Maxi Mandix schluckte. Der Schweiß lag wie vor auf ihrer Haut. Sie fühlte sich äußerlich schmutzig und innerlich völlig leergebrannt und depressiv.
Das Schlagen verstummte.
Ruhe kehrte ein.
Nur Maxis Atmen war zu hören, und sie empfand diese Stille als trügerisch und unnatürlich. Nach allem, was sie in der letzten halben Stunde durchgemacht und erfahren hatte, sah sie selbst die Stille als gefährlich an.
Oder war es gar nicht so ruhig?
Plötzlich hielt Maxi den Atem an und lauschte. Sie wußte selbst nicht, weshalb sie das tat, aber irgend etwas hatte sie gestört.
Geräusche konnten es ihrer Meinung nach nicht gewesen sein. Da steckte etwas anderes dahinter.
Sie hielt den Atem an. Längst saß sie aufrecht im Bett. Es stand so, daß sie nach vorn durch den am Fußende offenen Vorhangspalt bis zur Tür schauen konnte und diese nur mehr als einen hohen, rechteckigen Schatten erkannte.
Die beiden Fenster lagen der Tür gegenüber. Sie konnte Maxi nicht sehen. Es war nicht völlig dunkel im Zimmer. Da das gesamte Schloß für die junge Frau sowieso düster genug war, schlief sie des Nachts lieber bei Licht. Die Lampe stand neben dem Bett, allerdings verdeckt

durch einen Vorhang, so daß ihr Licht einen gedämpften Schein bekam.

In diesem Fall wirkte er auf Maxi Mandix sogar unheimlich. Gern wäre sie aufgestanden und hätte den Kronleuchter eingeschaltet, doch sie fand einfach nicht den Mut. Da war etwas, das sie festhielt, an das Bett klammerte und sie nicht loslassen wollte.

Irgendeine Kraft, die Maxi über war, und die sich nicht einordnen ließ.

Vielleicht aus dem Jenseits?

Wie oft hatte sie sich gewünscht, mit übersinnlichen Mächten in Kontakt zu treten. Nun bereute sie es, denn das andere schien ihr gefährlich zu sein.

Sie schaute in das Dämmer nicht weit von der Tür. Und von dort vernahm sie das Kichern.

Es war ein Geräusch, das ihr die Angstschauer über den Rücken trieb, so daß Maxi starr sitzenblieb und nicht wagte, auch nur den kleinen Finger zu rühren!

Da war jemand im Raum!

Unsichtbar…

Ein Geist?

Sie konzentrierte sich nur mehr auf eine Blickrichtung und rechnete damit, irgend etwas vorbeischweben zu sehen. Ein Gespenst möglicherweise, einen Geist, wie man ihn von Beschreibungen her kannte. Ein feinstoffliches Wesen, das den Boden überhaupt nicht zu berühren brauchte, wenn es sich voranbewegte.

So etwas sah sie nicht.

Dafür tauchte ein anderer auf.

Ein grünlich schimmerndes Wesen. Ziemlich klein, völlig nackt und auch geschlechtslos. War das ein Dämon? Diese Gestalt mit den weißen, hochstehenden Haaren, die sie an schmale Fäden erinnerten. Ein menschliches Gesicht, wobei ein Auge größer war als das andere und zudem noch weiß leuchtete.

Die Gestalt kam näher. Sie wollte an ihr Bett, und kein Geräusch war zu vernehmen, als sie sich bewegte. An ihrer rechten Bettseite, etwas in Höhe des Kopfendes, blieb sie stehen und breitete die Arme aus, als wollte sie Maxi umschlingen.

Aus dem Hintergrund erschien die nächste Gestalt. Ebenso lautlos löste sie sich aus dem Dämmer. Ein kleiner Teufel mit Hörnern auf dem Kopf und einem rotem Gesicht, in dem die Augen wild leuchteten. Um seinen dunklen Körper trug sie ein Fell gebunden, wie man es von den Urmenschen her kannte.

Er blieb neben dem Grünen stehen, starrte Maxi an und grinste diabolisch. Dann zuckte sein linker Arm zur Seite. Eine winkende Bewegung. Sie galt den anderen beiden Monstern, die sich aus dem

Dunkel lösten und näherkam.

Die Frau hatte zahlreiche Zombie-Filme gesehen. So schauten diese Monstren aus. Wie alte Leichen, die noch nicht völlig vermodert waren und einen unbeschreiblichen Gestank absonderten.

Es waren nicht die letzten. Ein fünfter erschien. Er glich dem ersten Wesen mit der dunkelgrünen Haut fast aufs Haar und hätte ein Zwilling von ihm sein können.

Jetzt hatten sie das Bett eingekreist. Ihre Hände waren ausgestreckt, die unbeschreiblich schrecklichen Gesichter zu einem bösen Grinsen verzogen als sie damit begannen, ihren Tanz aufzuführen.

Einen lautlosen, geisterhaften Tanz, bei dem kein Geräusch zu hören war, obwohl sie den Boden berührten. Sie huschten einfach über ihn hinweg, waren wie Schattenwesen und begannen plötzlich zu reden.

Maxi Mandix saß unbeweglich in ihrem Bett. Sie hatte eine verkrampfte Haltung eingenommen. Hochgerissene Arme, das Gesicht war starr wie eine Maske, und auch die ausgestreckten Beine bewegten sich nicht.

Die Frau erinnerte an eine Figur!

Sie schaute zu, wie diese fünf Wesen ihren Tanz aufführten, einen höllischen Reigen, der immer schneller und heftiger wurde, so daß die Gestalten sehr bald zu einem Kreis verwischten.

Es ging sehr schnell. Ein furioser Wirbel. Maxi gelang es nicht mehr, die Gestalten zu unterscheiden, weil die Körper bei diesen raschen Drehungen ineinander zerflossen.

Dafür horten sie die Stimmen.

Sie waren zischend und wispernd zugleich. Obwohl alle redeten, verstand sie die Worte genau und bekam eine Erklärung für das Auftauchen der Horror-Wesen.

»Wir sind deine Vorfahren, Maxi. Wir sind die, die in den Gräbern liegen. Du wolltest uns doch sehen. Jetzt kannst du uns genau anschauen, was aus uns geworden ist. Wir haben dem Teufel gedient, der Hölle und den finsteren Mächten. Wir sind nicht tot, wir leben, denn man hat uns das Paradies versprochen. Hast du verstanden? Das Paradies, Maxi! Ein Dämonen-Paradies, wir haben es hier gefunden. Hier in diesem Schloß. Es ist das Paradies der Dämonen. Jetzt sind wir da, und wir warten auf dich. Du bist die Erbin, du wirst ebenfalls bald zu uns gehören, denn wir wollen uns dankbar zeigen, daß du dieses Paradies bereitet hast. Du bist dem Ruf deines Blutes gefolgt… dem Ruf des Blutes… dankbar… dem Ruf des Blutes… dankbar…«

Maxi Mandix hörte die Worte und die Satzfetzen. Sie schwirrten in ihrem Kopf herum, sie brausten, sie vereinigten sich zu einem dämonischen, furiosen Wirbel, und Maxi, die bisher starr im Bett gesessen hatte, bewegte die Hände.

Sie schlug sie gegen ihr Gesicht.

»Neiinnn… neinnn!« Unbeschreibliche Schreie lösten sich aus ihrem Mund. »Ich kann nicht! Geht weggg… weggg…« Sie fiel nach hinten, mit dem Kopf auf das Kissen, dessen Enden sich durch den Druck bogen und fast über ihrem Gesicht zusammenschlugen.

Das hatte sie nicht gewollt. Kein Paradies für die verfluchte Dämonenbrut.

Die fünf Gestalten amüsierten sich köstlich. Sie tanzten, kreischten und schrien. Es gellte in ihren Ohren, und Maxi hatte das Gefühl, als müßte jeden Augenblick ihr Kopf platzen.

Dann war es still.

Von einer Sekunde auf die andere verschwanden die Stimmen. Maxi konnte es kaum glauben, deshalb brauchte sie eine gewisse Zeit, um sich auf die neue Lage einzustellen, und sie öffnete nur intervallweise die Augen.

Der Raum um ihr Bett herum war leer!

Kein Dämon mehr. Keine Schreckensgestalt, die ihr ans Leben wollte, sondern Stille.

Die plötzlich unterbrochen wurde, denn jemand stieß mit großem Schwung ihre Tür auf.

Es war Conrad!

Er stand auf der Schwelle wie ein düsterer Todesbote. Sein bleiches Gesicht erinnerte an einen Fleck, und er schaute starr in das Zimmer, wobei er gleichzeitig Maxi anblickte.

Sie atmete schwer, ihre Wangen glühten. Tränen der Angst flossen aus den Augen, hinterließen in ihrem Gesicht nasse Streifen, und Maxi hatte ihre Hände in den Stoff des Lakens gekrallt.

»Ist Ihnen nicht gut, Mylady?« fragte Conrad mit seiner weichen, aber auch spöttisch klingenden Stimme, die sich für Maxi anhörte, als wüßte er über alles Bescheid.

»Nein… ja…« Sie geriet ins Stottern.

Conrad kam vor. »Ich hörte Sie schreien, Mylady. Da wollte ich nachsehen. Und verzeihen Sie, daß ich, ohne vorher anzuklopfen, Ihr Zimmer betreten habe.«

Maxi starrte den Mann an. Sie atmete tief und schwer durch den Mund. Über die Unterlippe rann ein feiner Speichelfaden. Sie bemerkte es nicht einmal.

Neben der rechten Bettseite blieb Conrad stehen, senkte den Blick und lächelte. »Haben Sie schlecht geträumt, Mylady?«

»Ich habe nicht geträumt!« Maxi sprach wie ein Roboter. »Nein, ich habe nicht geträumt.«

»Was hat Sie dann erschreckt?«

Bei ihrer ersten Antwort hatte sie die Bettdecke angestarrt. Nun schaute sie hoch. Maxi mochte das Gesicht ihres »Cousins« nicht. Vor allen Dingen jetzt nicht. Sie glaubte, in den sonst so gefühllosen Augen

Spott zu lesen, aber wer war denn da, dem sich die Frau hätte anvertrauen können?

Niemand…

Nur er…

»Ich habe… ich habe… sie gesehen«, erklärte sie schweratmend, streckte die Arme aus und umklammerte den Stoff der Jacke.

»Verdammt, ich habe sie gesehen, Conrad!«

»Wen, Mylady?«

»Die Geister!«

»So?«

Diese Antwort ärgerte sie. Sie klang so überheblich, als hätte der Sprecher eine Verrückte vor sich, es aber offiziell nicht zugeben wollte.

»Es stimmt. Sie waren hier. An meinem Bett. Und sie umtanzten es.«

Maxi sprach schnell und keuchend. Dabei breitete sie die Arme aus, drehte sie und wollte mit diesen Gesten die Worte unterstreichen. »Du kannst es mir glauben, Conrad. Sie waren hier. Ich sah sie genau. Oh, ich bin so fertig, ich kann es einfach nicht fassen, wirklich nicht.«

Conrad legte eine Hand auf ihren Kopf. Es sollte eine beruhigende Geste sein. »Es stimmt!« keuchte sie. »Das waren meine Vorfahren. Sie haben von einem Paradies gesprochen. Sie sagten mir selbst, daß sie es sind. Und sie haben ihre Gräber verlassen. Sie sind aus den tiefen Grüften gestiegen, der Erde entkommen, die Särge…«

»Es muß ein schlimmer Traum gewesen sein, Mylady«, erklärte Conrad.

Maxi Mandix verstummte. Auf einmal saß sie starr. Sie wollte den Kopf schütteln, doch da war noch immer die verdammte Hand, die auf ihrem blonden Haar lag.

»Es war kein Traum.«

Ihre Stimme klang drohend, zugleich kratzend und zu allem entschlossen, was sie in den nächsten Sekunden bewies. Sie hob die Arme und schlug die Hand zur Seite. Dann rollte sie sich herum, geriet auf die andere Bettseite und sprang auf.

»Hast du gehört, Conrad?« schrie sie ihren angeblichen Cousin an. »Es war kein Traum. Die fünf Gestalten haben sich hier im Zimmer befunden. Hier an meinem Bett!«

»Legen Sie sich wieder hin, Mylady. Es ist besser für Sie. Wirklich, glauben Sie mir.«

»Ich will nicht!« Sie trat mit dem Fuß auf wie ein kleines zorniges Kind. »Verdammt noch mal, ich will nicht. Hast du gehört, du verfluchter Kerl!«

»Ja, ich habe gehört.«

Die Bettbreite trennte beide. Mandix schaute den anderen an. Nein, der würde ihr niemals glauben, das stand fest. Und wahrscheinlich

steckte er mit den fünf Gestalten unter einer Decke. Vielleicht hatte er sie sogar geholt, sie angemacht, sie aufgehetzt, damit sie ihr den Weg ins Verderben zeigten.

Sie bereute es plötzlich, den Brief an den Geisterjäger so spät geschrieben zu haben. Allein der Gedanke an John Sinclair und das Wissen, daß sich ein Mann gegen diese dämonische Brut stellte, gab ihr eine gewisse Kraft. Den Rest der Nacht mußte sie noch überstehen, und sie würde ihn hinter sich bringen, denn sie wollte auch Klarheit haben.

»Ich werde gehen«, sagte sie. Während dieser Worte ging ein Ruck durch ihre Gestalt.

»Wohin, Mylady?«

»Das wirst du schon sehen.« Mit einer heftigen Bewegung drehte sie sich um und schritt, ohne Conrad eines Blickes zu würdigen, in Richtung Tür davon. Der so unheimlich wirkende Mann schaute ihr nach. Seine dunklen Augen waren zu Schlitzen verengt, und er ließ sie aus dem Zimmer gehen. Auf dem Gang vernahm er ihre Schritte, die immer leiser wurden, je weiter sich die Frau entfernte.

Schließlich hielt Conrad es nicht mehr aus. Er stieß einen Fluch aus.

Auf einmal konnte er schnell sein, schlüpfte durch die offene Tür und sah Maxi schon fast an der Treppe.

»Wo wollen Sie hin, Mylady?« rief er.

Maxi ging noch einen Schritt, bevor sie stehenblieb und sich umwandte. »In die Gruft, Conrad, in die Gruft…«

Maxi hatte es ihm zuerst nicht sagen wollen. Schließlich war es ihr egal gewesen, und er würde sich hüten, sie an ihrem Vorhaben zu hindern. Noch war sie die Herrin auf diesem Schloß.

Conrad stand nahe einer Lampe. Der Lichtschein umfloß ihn. Seine Gestalt wirkte nicht mehr ganz so drohend und düster wie sonst. Er hatte die Hände geballt. Ein Zucken lief über seine vom gelblichen Licht der Lampe angestrahlten Wangen, aber er gab keine Antwort.

Maxi Mandix sah ebenfalls nicht ein, weshalb sie reden oder Erklärungen abgeben sollte. Sie holte noch einmal tief Luft und stieg die Treppe hinab, wobei sie eine Hand auf den Knauf des Geländers legte und feststellte, daß ihr Arm zitterte.

Dieser Nervenanspannung war sie kaum gewachsen. Bisher hatte sie so etwas nicht erlebt, ihre Welt war eine andere gewesen. Daß sie sich für Dämonen oder andere Reiche interessiert hatte, sah sie auch mehr als Spielerei an.

Die Ereignisse hatten sie eines Besseren belehrt. Maxi wußte, wo die Gruft mit den Sarkophagen lag. Bisher war sie nur einmal dort gewesen.

Und zwar als Kind. Noch jetzt dachte sie manches Mal daran zurück.

An das unheimliche kalte Gewölbe, in dem die fünf Sarkophage der

Vorfahren standen, die kein christliches Begräbnis bekommen hatten, weil sie auf den Satan schwörten.

Das lag lange, sehr lange zurück. Aus den Büchern wußte Maxi, daß sich Dämonen Zeit nahmen, und die Jahrhunderte oft genug für sie keine Rolle spielten.

Während dieser Gedankengänge hatte sie die Treppe hinter sich gelassen und die Halle erreicht. Dort schaute sie noch einmal zurück.

Sehr hoch und seht steil kam ihr die Treppe vor. Sie konnte bis zum Ende sehen, wo der Lichtschein auf die ersten Stufen fiel.

Sie waren leer.

Conrad ließ sich nicht blicken.

Das beruhigte Maxi einigermaßen, obwohl dieser Mensch nach wie vor die unbekannte Größe in dem höllischen Spiel war. Sie wußte nicht, wie er sich verhalten würde, denn er war einfach nicht auszurechnen.

Wahrscheinlich stellte er sich auf die andere Seite.

Dann wurde es schlimm für sie…

***

An eine Rückkehr dachte sie nicht. Sie war einen Teil des Weges gegangen und wollte ihn auch bis zum Ziel durchgehen. Nichts konnte sie noch aufhalten, auch ihre eigene Angst nicht, die sie zum Teil inzwischen überwunden hatte.

Ein paarmal mußte sie schlucken. Nun war ihr wohler. Sie tauchte in die Tiefe der schwach erleuchteten Schloßhalle und näherte sich dem kahlen Rittersaal, den sie ebenfalls durchquerte und dann in den schmalen Anbau gelangte, der wie ein Geschwür aus Stein vom Bau des eigentlichen Schlosses abstand.

Dorthin verirrte sich kaum ein Mensch. Schon über der Erde war der unheimliche Odem einer alten Gruft zu spüren, die tief im Schoß des Bodens verborgen lag. Eine schmale Steintreppe führte zu der Gruft hinab.

Vor dem oberen Ende der Treppe befand sich eine Tür. Sie war sehr schmal und lief an ihrer oberen Seite spitzbogenförmig zu. Wie alt die Tür war, wußte Maxi nicht zu sagen. Irgendwann einmal war sie aus Brettern hergestellt worden, die jemand zusammengenagelt hatte.

Eine rostige Türklinke war ebenfalls vorhanden! Als sie von der schmalen Hand der Frau nach unten gedrückt wurde, begann sie zu quietschen. Ein Geräusch, das Maxi haßte. Sie mochte keine knarrenden oder quietschenden Türen. Ein Trauma aus ihrer Kindheit. Damals hatte sie sich schon davor gefürchtet.

Heute noch mehr.

Vor der obersten Stufe blieb sie stehen. Obwohl sie seit Jahren die Gruft nicht mehr betreten hatte, wußte sie noch sehr genau, wie alles

aussah. Wenn sie die Tür öffnete, mußte sie nach rechts greifen, um in die Nische in der Wand zu fassen. Dort befand sich alles, was sie benötigte. Da stand der Leuchter mit den beiden Kerzen, und dort lagen auch Streichhölzer. Conrad wechselte sie jede Woche einmal aus, damit sie und die Reibfläche nicht feucht wurden.

Hoffentlich hatte er sich daran auch immer gehalten.

Maxis Fingerkuppen strichen über das rauhe Gestein, und die Nägel stießen schon bald gegen einen etwas härteren Widerstand.

Es war das Metall des Halters. Sie griff daran vorbei und bekam sehr schnell die Streichholzschachtel zu fassen. Ihr rasendes Herz beruhigte sich allmählich, denn diesen Fund bezeichnete sie als ersten kleinen Erfolg.

Dennoch zitterten ihre Hände sehr als sie mit dem Daumen die Schachtel aufstieß und das erste Streichholz entnahm. Fast wäre es noch zu Boden gefallen, so nervös war sie. Dafür brach es beim ersten Versuch, es in Brand zu stecken, ab, und Maxi bekam beim dritten Streichholz Licht.

Sie schirmte die Flamme mit der freien Hand ab und näherte sich den Kerzendochten.

Der erste brannte sofort. Beim zweiten mußte sie ein neues Streichholz anzünden.

Die Schachtel steckte sie in die Tasche ihres Morgenrocks, nahm den Leuchter und machte sich auf den Weg in die Tiefe.

Es war eine sehr steile Treppe, die vor ihr lag. Sie erinnerte sich wieder an ihre Kindheit. Schon auf den Stufen hatte sie damals den Schauder gespürt. Von der unter der Erde liegenden Gruft ging etwas aus, das ihr Angst einflößte.

Sie hatte Mühe, den Atem unter Kontrolle zu halten. Die Luft war schwer und feucht. Wenn Maxi sie einatmete, hatte sie das Gefühl, ein Teil ihrer Lungen würde mit Wasserdampf gefüllt. Etwas strich über ihr Gesicht. Es war eine sanfte Berührung, ein Streicheln nur, dennoch machte es ihr Angst, und sie zuckte zurück.

Für einen Moment blieb sie stehen. Dabei befand sie sich schon auf der Treppenmitte, und ein ähnliches Gefühl, wie sie es gehabt hatte, als sie im Bett lag und von den Geistern umtanzt wurde, breitete sich in ihrem Körper aus.

Nur überraschte sie diese Beklemmung nicht mehr so stark wie beim erstenmal, und sie ging weiter.

Schritt für Schritt. Stufe für Stufe stieß sie tiefer in die Düsternis vor, in das Dunkel eines unheimlichen Kellers, in dem die Gruft ihrer dem Teufel hörigen Ahnen lag.

Die Tiefe verschluckte sie. Flackernd bewegten sich die beiden Kerzenflammen, tanzten, malten Schatten an die Wände und schufen gespenstische Wesen, die mit dazu beitrugen, daß die Furcht der Frau

sich noch mehr verstärkte.
Eine innere Stimme warnte sie davor, die Gruft zu betreten, dennoch erreichte sie die alte Tür in der Mauer und blieb davor stehen. Um ihre Brust schien ein unsichtbarer Reif zu liegen, und Maxi sah ihm etwas helleren Licht der Flammen die eingravierte Warnung innerhalb des Holzes.
WER DIESE GRUFT BETRITT, WIRD DIE UNSICHTBAREN SCHWINGEN DES TODES AUF SEINEM KÖRPER SPÜREN.
Nie war Maxi Mandix die Warnung so deutlich zu Bewußtsein gekommen, wie in diesem Augenblick. Natürlich hatte sie als Kind den Satz gelesen, ihn aber kaum verstanden.
Jetzt sah sie ihn mit anderen Augen an, und sie erinnerte sich an die Szene, als sie im Bett gelegen hatte. Da waren die Gestalten um ihre Liegestatt herumgetanzt. War von ihnen nicht schon der Hauch des Todes ausgegangen? Hatte sie ihn nicht bereits gespürt?
Die Gänsehaut blieb, als sie den Leuchter zu Boden stellte, denn um den schweren Riegel aufzuschieben, benötigte sie beide Hände, da er an seiner Halterung starken Rost angesetzt hatte.
Beim zweiten Versuch schaffte sie es. Der schwere Riegel fuhr mit einem kratzenden Geräusche zurück.
Jetzt war die Tür offen!
Sollte sie sich freuen? Würde sie den Beweis für ihre Vermutungen finden?
Maxi Mandix wußte es noch nicht. Aber sie war bereit, die Geschichte der Monstren zu glauben.
Fünf Ahnen hatte sie gehabt, die nicht den Lehren der christlichen Kirche folgen wollten und sich mit der Hölle verbunden hatten.
Vielleicht stammte auch daher ihr Drang nach dem Unheimlichen. Es mußte das Erbe dieser Ahnen sein, das in ihren Adern floß.
Mit einer Handfläche drückte die Frau die Türhälfte nach innen.
Nichts geschah lautlos. An der unteren Seite kratzte die Tür über den Boden, dazu quietschte sie in den Angeln. Es kam noch die Dunkelheit hinzu, der flackernde Kerzenschein, das Wissen der Frau, in welch einen Raum sie schritt und die wallenden Dunstschwaden, die ihr aus der unheimlichen Gruft entgegenwehten Das war Grusel wie im Film!
Nur erlebte sie dies in Wirklichkeit, und sie fühlte abermals die große Beklemmung. Zwar wußte sie es nicht genau, aber sie ahnte, daß es in der tiefen Gruft nicht mit normalen Dingen zuging. Hier spielte sich ein unheimlicher Vorgang ab, eine Szenerie des Schreckens, und sie vernahm auch die geisterhaften Stimmen.
Wie im Traum schritt sie über die Schwelle.
Sie setzte einen Fuß vor den anderen. Der Mund stand offen. Nur flach ging der Atem, im Hals spürte sie ein kratziges Gefühl, und in ihrem Nacken wollten sich die feinen Härchen hochstellen.

Den Leuchter hielt sie in der rechten Hand. Die Flammen tanzten in einem zuckenden Rhythmus, denn das Zittern ihres Arms übertrug sich auch auf den Leuchter.

Es war zudem ein sehr seltsamer Nebel, der ihr da entgegenwehte. Die Schwaden zeigten keine graue, sondern eine tiefblaue Farbe. Sie wallten lautlos heran und drängten auf sie zu wie unheimliche Geistwesen, die einem Schattenreich entstammten.

»Komm… komm herbei…« So lockte plötzlich eine geheimnisvolle Stimme, die sich aus mehreren zusammensetzte und sich zu einer einzigen Vereinigte.

Wer wollte da etwas von ihr?

Maxi blieb inmitten der wallenden Schwaden stehen. Die Kerzenflammen zeichneten verwachsene Kreise in den Dunst, die an den Rändern zu seltsam blauroten Gebilden zerflossen.

»Komm nur näher, komm nur näher…« Abermals vernahm sie die Stimmen, die so drängend waren, daß sie ihrem Ruf einfach folgen mußte und tiefer in die Gruft schritt.

Die Decke konnte sie nicht erkennen. Der blaue Dunst nahm ihr die Sicht, und auch die schweren steinernen Sarkophage entdeckte sie nicht, nur die wallenden Schwaden, die ihr lautlos entgegenflossen.

Sie wunderte sich darüber, daß ihr beklemmendes Gefühl der Angst verschwunden war. In diesen Momenten empfand sie nur mehr eine große Neugierde auf das Kommende.

Und die Schwaden teilten sich. Ihr kam es vor, als trüge ihre innere Bereitschaft, sich auf die neue Umgebung einzustellen, einen Teil der Schuld daran.

Der Blick wurde frei!

Im flackernden Schein der Kerzen sah sie die fünf großen Sarkophage aus Stein, während sich hinter ihr der blaue Nebel zusammenzog und durch die offenstehende Tür verschwand.

Kalt, beklemmend, unheimlich!

Diese Adjektive hatte Maxi Mandix einmal für die Gruft gefunden.

Der Dunst hatte dies übertüncht, nun kam ihr wieder zu Bewußtsein, was es bedeutete, allein in der Gruft zu stehen und mit fünf Sarkophagen konfrontiert zu werden.

Sie standen in einer Reihe. Fast nahmen sie die gesamte Breite der Gruft ein. Zudem bestanden sie aus dunklem Stein, der ebenso bläulich schimmerte wie der Nebel.

Jeder Sarkophag stand auf einem Steinsockel. Aus diesem Grund wirkte er noch größer, als er in Wirklichkeit war. Sie besaßen alle die Form eines Sarges, nur waren bei ihnen die Deckel höher und auch breiter.

Maxi Mandix schritt auf den ersten zu. Erst als sie neben ihm stand und ihren rechten Arm nach vorn beugte, sah sie, was geschehen war.

Der Deckel stand offen.
Und zwar war der Spalt so groß, daß auch ein normaler Mensch hindurchschlüpfen konnte, wenn er sich schmal genug machte und sich dabei noch drehte.
Wenn ein Mensch hindurchkam, konnten es Gestalten, wie Maxi sie gesehen hatte, bestimmt.
Noch tiefer beugte sie den Leuchter, damit der Schein in einen Sarkophag hineinfallen konnte.
Er war leer!
Maxi ballte die Hände und holte tief Luft. Endlich hatte sie den Beweis. Und sie wußte nun auch, daß sie nicht geträumt hatte. Ihre Ahnen hatten die letzten Ruhestätten verlassen, um durch das Schloß der Väter zu geistern.
Wo steckten sie jetzt?
Sie stellte sich wieder aufrecht, hob den rechten Arm an, ging ein paar Schritte zur Seite und leuchtete in die Runde.
Nichts zu sehen.
Mutterseelenallein befand sie sich in der unheimlichen Gruft mit den kahlen Wänden und dem Atem des Todes, der aus ihnen wehte.
Die letzten Minuten waren für sie wie ein Traum gewesen. Erst jetzt kam ihr richtig zu Bewußtsein, wo sie sich befand. Allein mit diesen Sarkophagen, mit dem Bewußtsein, vielleicht von Geistern und Toten beobachtet zu werden.
Das machte ihr Angst.
Sie schüttelte sich, drehte sich abrupt und schaute dorthin, wo sich der Eingang befand.
Dort knarrte die Tür!
Sofort schlug Maxis Herz schneller. War jemand gekommen? Hatte sie einer verfolgt?
Vielleicht Conrad?
Ja, ein anderer konnte es kaum sein, denn niemand sonst befand sich im Schloß. Das Personal traf erst am anderen Morgen ein.
Hastig lief sie vor. Kaum hatte sie drei Schritte zurückgelegt, als sie die Bewegung in der offenen Tür wahrnahm.
Dort stand jemand.
Es war Conrad!
Und er hatte die Axt!
Maxi Mandix blieb stehen, als hätte ein Würgeeisen sie gestoppt. Sie bekam plötzlich keine Luft mehr, die Kehle war wie zugeschnürt. Das Herz hämmerte so stark, daß sie die Echos als Schmerzen im Kopf spürte.
Das also war die Falle!
Conrad hatte sie bewußt gehen lassen. Er wußte ja, wohin sie wollte, und nun konnte er in seinem Sinne reagieren. Ohne ein Wort zu

sprechen, trat er zur Seite, streckte den Arm aus und drückte die Tür zu.

Dieses geschah mit einer sehr langsamen Bewegung, die zudem mühelos wirkte.

Wieder vernahm Maxi das Schaben und Kratzen. Auch das quietschende Knarren der Angel drang an ihre Ohren, und es kam ihr vor wie ihr eigener Grabgesang.

Sekunden später war sie in der Gruft gefangen!

Maxi hatte Geschichten über Menschen gelesen, die man lebendig in eine Gruft gesperrt hatte und wie diese elendig gestorben waren. Die Bedauernswerten hatten zuletzt sogar ihre eigene Kleidung gegessen, weil der Hunger sie fast umbrachte.

Ihr konnte das gleiche Schicksal widerfahren.

Oder nicht?

Nein, dann hätte Conrad anders reagiert und die Tür von außen geschlossen. So aber befand er sich mit ihr zusammen in der Gruft, und er wollte bestimmt nicht für immer eingeschlossen bleiben.

»Sie hätten im Bett liegenbleiben sollen, Mylady«, vernahm sie seine Stimme, in der sogar Häme und Hohn mitschwangen.

Maxi schüttelte den Kopf. »Das konnte ich einfach nicht. Nein, das war zu viel verlangt.«

»Schade!« Mehr sagte er nicht, bevor er sich in Bewegung setzte. Er ging sicher. Zielstrebig setzte er ein Bein vor das andere und näherte sich in direkter Linie der wie angewachsen dastehenden Frau.

Sie konnte einfach nichts tun. Dieser Mann vor ihr warf einen zu langen Schatten, der auch sie schon erreicht hatte. Sie empfand dies nur sinnbildlich, und doch wußte sie keine andere Erklärung, als Schatten oder Bann, unter dem sie stand.

Er ging wie immer.

Ein wenig steif, dabei dennoch leichtfüßig, nur pendelten diesmal seine Arme. In der rechten Hand hielt er das Beil, das die Pendelbewegungen mitmachte.

Hoch und nieder schwang die Klinge.

Jedesmal wenn sie dabei an den Rand des Kerzenscheins geriet, blitzte sie für einen Moment auf. Dann legte sich ein rötliches Schimmern auf das blanke Metall.

Was wollte dieser Mensch?

Es lag auf oder besser gesagt in Conrads Hand, nur konnte sich Maxi schlecht vorstellen, daß er sie umbringen wollte. Das war einfach nicht drin. Welchen Grund sollte er für eine so sinnlose Tat haben. Nein, sie wollte es nicht glauben.

Oder…?

Unbewegt blieb sein Gesicht. Leichenhaft starr sahen die Züge aus.

Die Augen wirkten wie zwei schwarze Punkte. Dabei strahlten sie

eine so grausame Todesdrohung aus, daß Maxi Mandix angst und bange wurde.

Endlich schaffte sie es, sich zu bewegen. Sie ging zwei kleine Schritte zurück, dann noch einen und streckte gleichzeitig den linken Arm aus, als könnte sie es schaffen, mit dieser Geste den anderen aufzuhalten.

Jetzt merkte sie auch das Gewicht des Leuchters. Er bestand aus Eisen, es fiel ihr schwer, ihn in der Hand und vor allen Dingen auf Höhe zu halten. Ohne daß sie es wollte, sank der Arm nach unten.

Dies geschah sehr langsam, denn sie bemühte sich weiterhin, den Leuchter in der Hand zu behalten.

Die Kraft hatte sie verlassen.

Und Conrad kam.

Er starrte sie an. Sein Gesicht verschwamm immer mehr, je weiter der Arm nach unten sank.

Schließlich kam es, wie es kommen mußte. Die Kerzenflammen berührten den Boden, zuckten noch einmal darüber hinweg, bevor sie endgültig verlöschten.

Dunkelheit breitete sich aus.

»Jetzt hab ich dich!« sagte Conrad, und Maxi glaubte, einen Luftzug dicht vor ihrem Gesicht zu verspüren.

Sie schrie…

***

Auch in Schottland schien die Sonne!

Sie hatte mich die Fahrt über von Glasgow begleitet, wo ich mir einen Leihwagen genommen hatte. Keinen Bentley, den gab es auch gar nicht, sondern einen deutschen Golf. Er war grün wie die Landschaft.

Mit ihm fuhr ich in die Berge.

Es waren bereits erste Touristen unterwegs. Ich überholte Wandergruppen oder sah sie auf den weiten Wiesenflächen campen. Der Himmel zeigte ein sanftes Blau. Im Norden sah ich die breite Kette der Grampian Mountains. Einige Berggipfel zeigten noch Schneereste. Sie sahen aus wie Mützen aus Puderzucker.

Schottland ist auch das Land der vielen Löcher, oder »Lochs«, wie dort die Seen genannt wurden. An manch flachen Seeufern rollte ich vorbei.

Ich ließ mir ein wenig Zeit, denn ich wollte die Schönheiten der Landschaft nicht einfach vorbeirauschen lassen. Wenn ich in Schottland bin, bekomme ich stets so etwas wie Heimweh, denn hier wohnten auch meine Eltern.

Mandix Castle war etwa 50 Meilen nordöstlich von Glasgow gefahren.

Dabei geriet ich an den südlichen Rand der Grampian Mountains.

In der Nähe lag ein kleiner See. Loch Dochard. Er war durch einen Bach mit einem größeren Gewässer verbunden. Und zwischen beiden lag die Burg.

So hatte ich es erfahren.

Manchmal erinnerte mich die Gegend auch an Wales. Immer dann, wenn ich die Schafherden sah und die weiten Täler mit den zahlreichen Steinbrücken, die über Bäche und Flüsse führten. Auch die Steinwälle, die oft Felder und Straßenränder begrenzten, waren ähnlich.

Es war eine beschauliche Fahrt, die ich sehr genoß, denn oft genug hatte ich mich beeilen müssen. Hier kam es auf die Minute wirklich nicht an.

Viele Wiesen standen in voller Blüte, Da leuchteten die herrlichsten Farben, und die gelben Ginsterbüsche waren als helle Inseln dazwischen gut zu erkennen.

Autoverkehr herrschte nicht sehr viel. Ein paar Lastwagen, Reisebusse und Radfahrer überholte ich zügig.

Über dem Land lag ein herrlich weiter Himmel. Hier konnte man das Gefühl von Freiheit und Abenteuer einatmen. Fast so, wie es die Werbung versprach.

Es dauerte nicht mehr lange, dann erreichte ich einen schmalen Weg, der zum Schloß hochführte. Auf einer Hinweistafel hatte ich den Namen des Schlosses gelesen.

Der Weg war schmal. Wenn mir ein Wagen entgegenkam, wurde es kritisch, so daß ich dann dicht an die Steinmauer heranfuhr, die links den Weg zum Abgrund hin begrenzte.

Die Kurven nahm der kleine Golf spurtreu und sicher. Nach einer Weile Bergfahrt konnte ich die Burg oder das Schloß sehen.

Ich hatte mir ein Bauwerk aus romanischer Zeit vorgestellt. Das war es nicht. Für eine Burg oder ein Schloß war es sogar ziemlich klein, an der Südseite stach ein Turm in den Himmel. Auf ihm stand noch ein Fahnenmast, und die Flagge flatterte im Wind.

Ich nahm die letzte Kurve und sah, daß der Weg auf einen Parkplatz auslief. Er befand sich schon auf dem Schloßgelände, das von einer hohen Steinmauer umschlossen wurde. Der Weg war auch gepflastert.

Die Kopfsteine stachen hervor, ich mußte langsam fahren, rollte auf den Schloßhof und trat überrascht auf die Bremse, als ich erkannte, daß dort ein kleiner Reisebus stand.

Er parkte nicht weit von einer Garage entfernt, deren Tor geöffnet war.

Aus der Garage schaute die flache Schnauze eines Jaguars. Der Lack glänzte himmelblau.

Im rechten Winkel zum Bus stellte ich den Golf ab und nahm das Gepäck vom Rücksitz. Es bestand aus zwei Koffern. In einem lagen

meine Waffen, der andere beinhaltete die Reservekleidung.

Einige Schritte brachten mich zum Eingangstor. Eine Klingel sah ich nicht sofort, dafür entdeckte ich einen Klopfer und eine Schelle. Um sie zu betätigen, mußte ich an einem herabhängenden Band ziehen.

Als ich mich dazu entschlossen hatte, wurde die Tür geöffnet. Sie ächzte schwer. Der Mann, der vor mir stand, eine Dienerkluft trug und mich musterte, den hatte ich schon einmal gesehen.

Unsere Blicke begegneten sich. Seine Augen blieben kühl, ohne jeglichen Ausdruck. Er hatte die Lippen zusammengekniffen, seine Arme lagen auf dem Rücken, und aus der Halle hinter ihm hörte ich Stimmen sowie Gelächter.

»Sie wünschen?«

Jetzt fiel mir ein, wo ich ihn gesehen hatte. Es war der Christopher-Lee-Verschnitt, der Maxi Mandix begleitet hatte und sie schließlich von mir wegholte.

Der Kerl war mir bei der ersten Begegnung bereits suspekt gewesen, und das hatte sich auch jetzt nicht geändert.

»Mein Name ist John Sinclair. Ich erhielt von Miß Mandix eine Einladung.«

Er nickte. »Ich weiß Bescheid. Bitte kommen Sie!«

»Conrad!« hörte ich eine weibliche Stimme. »Wer ist denn gekommen? Mr. Sinclair?«

»Sehr wohl, Mylady.«

»Ah, John, kommen Sie doch herein!«

Ich vernahm schnelle Schritte. Dann wurde Conrad zur Seite geschoben, und Maxi erschien.

»John! John Sinclair!« rief sie so laut und freudig, als wären wir alte Bekannte. »Sie glauben nicht, wie ich mich freue, Sie hier zu sehen. Wirklich.« Bevor ich es verhindern konnte und es außerdem nicht wollte, hatte sie sich mir an den Hals geworfen, umarmte mich heftig, wenn auch sehr kurz, und zuckte wieder zurück. »Ich finde es toll, daß Sie gekommen sind«, sagte sie und lachte.

»Und ich sehe Sie verändert.«

»Meine Haare meinen Sie?«

»Ja.«

»Hin und wieder flippe ich auch da aus. Ich mochte das blonde Haar nicht mehr.«

Sie trug jetzt das Gegenteil davon. Eine schwarze Mähne, die, stufig geschnitten, wild in ihren Nacken und bis auf die Schultern fiel.

Bekleidet war sie mit einer knallroten Bluse, die drei Knöpfe weit offenstand, und einer engen schwarzen Hose. So wirkte sie wie eine ungezähmte Zigeuner-Lady.

Die Tür war von Conrad geschlossen worden. Die anderen Gäste hatten unserer Begrüßungszeremonie zugeschaut, und als ich sie mir

ansah, da fühlte sich die junge Schloßherrin genötigt, eine Erklärung abzugeben.

»Das sind meine Gäste, die sich zu einem Mörder-Weekend versammelt haben.«

»Wozu?« fragte ich erstaunt.

»Mörder-Weekend«, wiederholte ein Mann, der sich von der Gruppe löste und ein Glas mit Whisky festhielt. Er war der Typ Sonnyboy, trug lockere, legere Kleidung, einen leichten grünen Pullover und hatte das Strahlemann-Lächeln aufgesetzt. Sein braunes Haar war so geschnitten, wie es die Popper trugen. Ziemlich oft fiel ihm eine Strähne in die Stirn, die er jedesmal mit einer gekonnten Kopfbewegung zurückschleuderte.

Er reichte mir die Hand, grinste breiter und stellte sich vor.

»Mein Name ist Ed Selby! Ich leite hier die Reisegruppe. Wenn Sie bei dem Spiel auch mitmachen wollen, können Sie noch einsteigen, Mr. Sinclair. Oder den Mörder spielen.« Er lachte.

»Danke, Mr. Selby…«

»Sagen Sie Ed!«

»Okay, Ed. Ich spiele weder den Mörder, noch bin ich einer.«

Er wedelte mit seiner freien linken Hand. »Das kann man nie wissen. In jedem von uns steckt das Tier. In manchem sogar ein Raubtier.« Er lachte wieder, zog sich zu den anderen zurück und sagte: »Bis später.«

Ich schaute mir die Gäste an. Sie waren bunt gemischt. Von jung bis zum späten Mittelalter. Wie sie so beieinander standen, sahen sie aus, als wären nur Ehepaare dabei oder zumindest Pärchen, die zusammengehörten.

Maxi Mandix nahm meinen Arm. »Ich stelle Ihnen die Leute später vor, John. Zunächst zeige ich Ihnen ihr Zimmer. Einverstanden?«

»Natürlich.«

Gemeinsam gingen wir zur Treppe und schritten sie hoch. Maxi plauderte über unverfängliche Dinge, auf den eigentlichen Kern meines Besuchs kam sie nicht zu sprechen.

Vielleicht auch nicht wegen der beiden Dienstmädchen, die im Flur standen und dabei waren, die Plattform eines Speiseaufzugs mit einem kleinen Imbiß zu beladen.

»Sie brauchen natürlich auf keinen Komfort zu verzichten, John, das ist doch klar. Unsere Zimmer haben ein Bad, eine Dusche, Toilette, eigentlich alles, was Sie sich wünschen.«

»Das ist gut.«

»Ja, meine ich auch.«

Mein Zimmer lag in der ersten Etage. Ziemlich am Ende des Ganges auf der rechten Seite. Es war nicht abgeschlossen. Maxi öffnete und freute sich, daß ich zufrieden war.

Darin ließ es sich aushallen. Ein breites Bett, ein großer Schrank,

sogar ein TV-Gerät. Der Schreibtisch stand unter dem Fenster, und eine zweite Tür führte in das geräumige Bad mit Wanne, Dusche und zwei Handwaschbecken.

»Ich komme gleich wieder. Sie wollen sich bestimmt ein wenig erfrischen.«

»Das hatte ich in der Tat vor, Maxi.«

Sie winkte mir zu. »Dann bis später.«

Als sich die Tür hinter ihr geschlossen hatte, schüttelte ich den Kopf.

Ehrlich gesagt, ich wußte nicht so recht, was ich hier eigentlich sollte.

Nach einer akuten Gefahr, von der Maxi schließlich geschrieben hatte, sah es mir hier nicht aus. Und dieses Mörder-Weekend war wohl nur Beiwerk, eine neue Art der Unterhaltung und zudem ausersehen, am Touristen anzulocken.

Ein Schloß in Schottland macht noch keine Dämonen. Das einmal vorweggenommen.

Ich stellte beide Koffer in den Schrank und betrat das Bad, um mir die Hände zu waschen. Kaltes, aber klares Wasser schäumte aus dem Kran.

Ich wüsche mir die Hände und das Gesicht.

Dann drehte ich den Kran zu, griff zum Handtuch, führte es zum Gesicht und stoppte mitten in der Bewegung, weil ich eine flüsternde Stimme vernommen hatte.

»Komm zur Gruft!«

Das Handtuch sank nach unten. Ich drehte mich um, sah aber niemanden. Dennoch war ich sicher, die Stimme vernommen zu haben.

Zu einer Gruft sollte ich kommen. Zu welcher?

Rasch ging ich in das normale Zimmer, schaute mich dort um und sah abermals keinen.

Getäuscht hatte ich mich trotzdem nicht.

Ich tupfte mein Gesicht ab und hörte plötzlich Gelächter aus dem Zimmer.

Ein rauhes, düsteres Lachen.

Blitzschnell war ich im Raum.

Nichts zu sehen. Keine Person, die das Lachen ausgestoßen haben konnte.

Das kam mir alles sehr seltsam vor, und plötzlich sah ich meinen Besuch mit anderen Augen an. Hier schien sich etwas anzubahnen.

Wahrscheinlich hatte Maxi Mandix nicht mal so unrecht gehabt. Als ich mich auf der Stelle drehte, stach mir auch das Bild ins Auge, das an der Wand hing. Es zeigte das Gesicht eines bärtigen Mannes. Der Typ hatte vor einigen hundert Jahren gelebt, denn er trug noch einen Ritterhelm.

Sein Blick war stechend, die Augen dunkel, und die Nase saß schief im Gesicht.

Den Mund hatte er ein wenig geöffnet.

Es kam mir vor, als hätte er den Schrei ausgestoßen.

Ich trat näher an das Bild heran, um die Augen genauer zu betrachten.

Mir fiel der Begriff außergewöhnlich ein, als ich sie aus dieser kurzen Entfernung betrachtete. Die Augen waren so natürlich gemalt worden, daß ich das Gefühl nicht loswurde, ein lebendes Gesicht vor mir zu sehen. Das war Unsinn, dennoch dachte ich an die Aufforderung, in die Gruft zu kommen und auch an das Gelächter, das diesen Worten gefolgt war.

Hatte dieses Portrait die Aufforderung ausgesprochen.

Wäre jemand dabei gewesen, hätte ich den nächsten Versuch nicht unternommen. So aber probierte ich es, holte mein Kreuz hervor und brachte es dicht an das Bild. Dabei behielt ich die Augen des Kopfes genau im Blick und bekam das Gefühl, als würden sie ein gewisses Erschrecken zeigen. Ja, sie bewegten sich sogar.

Jetzt setzte ich alles auf eine Karte. Mein rechter Arm schnellte vor, und blitzschnell preßte ich das Kreuz mitten auf das Gesicht.

Die Überraschung traf selbst mich, obwohl ich eigentlich hätte darauf vorbereitet sein müssen.

Kaum hatte mein Kreuz mit dem Gesicht Kontakt bekommen, als sich dieses verzog und meine rechten Fingerknöchel nicht mehr gegen eine Leinwand stießen, sondern in eine weiche Masse hinein, in die sich das Gesicht verwandelt hatte.

Ich war geschockt und vernahm im selben Moment die Schreie.

Eigentlich hätten sie von der Gestalt auf dem Bild stammen müssen, das war nicht der Fall. Hinter mir waren sie erklungen, und ich kreiselte herum.

Im Zimmer stand ein Dämon.

Im ersten Augenblick glaubte ich an einen Scherz, bis ich erkannte, daß ich keinem Irrtum erlegen war. Diese giftgrüne Gestalt war tatsächlich kein Wesen aus Pappe oder Kunststoff, sondern ein Biest der Hölle, denn auch mein Kreuz reagierte dementsprechend. Es sonderte einen scharfen Strahl ab, der das Wesen voll traf und es buchstäblich verdampfte. Die Schreie rissen ab, dafür sah ich grüne Schwaden durch das Zimmer treiben, die sich nahe der Tür konzentrierten, bevor sie sich allmählich auflösten.

Das alles hatte nur Sekunden gedauert, und es kam mir fast vor wie ein Traum.

Ich dachte wieder an Maxi Mandix und auch daran, daß sie wohl nicht so unrecht gehabt hatte mit ihrer Behauptung, daß sich auf ihrem Schloß Dämonen herumtrieben.

Ich hatte es bewiesen bekommen.
Mich interessierte wieder das Bild. Von dem Portrait war nichts mehr zu sehen. Eine braungrüne Masse mit hellen Schlieren darin bedeckte die Fläche. Sogar Dampf stieg von dieser Masse in die Höhe und besaß den Geruch von Schwefel.
Ihn kannte ich auch aus der Hölle. Der Teufel umgab sich gern mit diesem Gestank. Mich widerte er allmählich an.
Da es wieder still geworden war, vernahm ich auf dem Flug die schnellen Schritte und wenig später das hastige Klopfen gegen die Tür.
Ich konnte mir denken, wer da etwas von mir wollte. »Come in«, rief ich.
Die Tür wurde aufgestoßen. Maxi Mandix huschte ins Zimmer. Sie atmete schwer. Ihr Gesicht zeigte auf den Wangen hektische, rote Flecken.
Ich hatte das Kreuz wieder verschwinden lassen und versuchte es mit einem Lächeln.
»Was war denn los?« fragte Maxi hastig.
Ich lächelte ein wenig schief. »Sie scheinen recht gehabt zu haben, meine Liebe. Ich hatte den ersten Kontakt.«
»Wie?« fragte sie verwirrt.
»Mit einem Dämon.«
Maxis Augen wurden groß. Auch die Flecken auf ihren Wangen verschwanden. Dafür wurde die Haut bleich. »Tatsächlich?«
»Ja. Schauen Sie sich mal das Bild an.«
Maxi ging ein paar Schritte vor, blickte mir prüfend ins Gesicht, bevor sie tat, was ich ihr geheißen hatte. »Aber das ist doch nicht möglich«, flüsterte sie und hob einen Arm, um den Handballen gegen den Mund zu pressen. Dabei schüttelte sie den Kopf.
»Und ob es möglich ist, Maxi. Das Bild ist zerstört worden.«
Sie drehte sich scharf herum. »Haben Sie das getan, John?«
»Ja.«
Für einen Moment preßte sie die Lippen zusammen, und ihr Gesicht nahm harte Züge an. »Warum? Weshalb haben Sie so etwas getan? Da muß es doch einen Grund geben.«
»Sicherlich. Ich fühlte mich beobachtet. Ich glaubte, daß dieses Beobachten von dem Bild ausgegangen ist.«
»Und dann?«
»Habe ich das Bild, es war ja ein Portrait, angegriffen. Mit einer Spezialwaffe.«
»Sie haben es zerstört, nicht.«
»Auch. Lassen Sie mich weiterreden. Das Gesicht veränderte sich plötzlich. Es wurde zu einer weichen Masse, die schließlich verlief…«
»Und wer hat geschrien?« fragte Maxi dazwischen.
»Ein grüner Dämon. Er stand plötzlich im Raum. War völlig nackt

und geschlechtslos. Ich brauchte ihn nicht anzugreifen, er starb von selbst. Durch die Magie meiner Waffe, mit der ich das Bild attackiert hatte. Das ist alles.«

Sie stand da und hob die Schultern.

»Können Sie vielleicht eine Erklärung abgeben?«

»Nein, eigentlich nicht.«

Ich verstand den Zwischenton. »Aber Sie hätten unter Umständen eine Erklärung?«

»Möglich.«

»Bitte, reden Sie!«

Maxi senkte den Blick, bevor sie sich in einen Sessel fallen ließ und die Hände auf ihre Oberschenkel legte. In dieser Haltung machte sie überhaupt nicht den Eindruck eines kleinen, sexbesessenen Ungeheuers, wie sie immer dargestellt wurde und es ihr auch nichts ausmachte, daß in der Presse Schlagzeilen machte. »Ich habe Ihnen ja schon berichtet, daß ich mich für andere Welten interessiere. Für Geister und Dämonen. Mittlerweile habe ich festgestellt, daß dies nicht von ungefähr kam.«

Da sie eine Pause einlegte, forderte ich sie auf, weiterzureden. »Sie hatten also einen Grund.«

»So ungefähr. Wissen Sie, John, ich bin auf eine Art und Weise vorbelastet, die man als erblich bezeichnen kann. Meine Ahnenreihe läßt sich weit zurückverfolgen. Da gab es einige unter meinen Ahnen, die nicht gerade vorbildlich waren. Sie paktierten mit der Hölle. Fünf waren es insgesamt. Verteilt auf die Jahrhunderte. Sie leben natürlich nicht mehr, aber man hat sie als Portraits verewigt.«

»Dann war das Bild, das ich zerstörte, der Geist Ihres Ahnherrn, der die Zeiten überdauerte?«

»Das sehe ich so, John.«

Ich wollte nicht so recht daran glauben, daß es so simpel war, nahm auf dem Bett Platz und schüttelte den Kopf. »Nein, Maxi, so einfach wird es nicht gewesen sein. Das mit dem Bild nehme ich Ihnen noch ab. Nur frage ich mich, wer dieser grüne Dämon war, der plötzlich im Zimmer stand, nachdem ich das Bild zerstört hatte.«

»Das war mein Ahn.«

»Moment. Ich denke, der ist tot.«

»Ist er ja auch. Aber sein Geist lebt weiter. Es waren nicht alle gut, die zu meinen Vorfahren zählten, John, das muß ich Innen ehrlich sagen. Es gab einige unter ihnen, die haben mit der Hölle paktiert. Sie schworen auf den Teufel, und das haben Sie erlebt. Der Satan hat sie in den Klauen behalten. Er ließ sie nicht sterben, und ihr Geist trieb durch die Dimensionen.«

Ich nickte. »Sie wissen aber Bescheid.«

»Das Thema hat mich auch fasziniert. Ich hatte Zeit genug, mich

hineinzuknien, und das habe ich getan.« Maxi stand auf. »John, Sie haben soeben einen meiner Ahnherren getötet, die mit dem Teufel paktierten, als sie noch lebten.«
»Es gibt also noch mehr von der Sorte!«
Maxi bestätigte meine Feststellung. »Da Sie einen getötet haben, existieren noch vier.«
»Oh, das ist nett.« Ich lächelte. »Dann gibt es sicherlich auch Portraits von ihnen.«
»Klar.« Ihre Augen wurden groß. »Jetzt verstehe ich, was Sie vorhaben. Sie wollen hingehen, die Bilder zerstören und danach auch die Ahnherren. Stimmt es?«
»Das wäre eine Möglichkeit.«
»Wenn das so einfach geht, sicherlich. Dennoch will ich nicht so recht daran glauben.«
»Weshalb nicht?«
»Glauben Sie denn, John, daß die anderen nicht gewarnt sind? Die reagieren jetzt bestimmt anders, wobei ich mich frage, aus welchem Grunde sie eine so schreckliche Gestalt annehmen konnten.«
»Das hat die Hölle so an sich.«
»Wie meinen Sie das?«
Ich winkte ab. »Lassen wir es, Maxi. Ich weiß jedenfalls, woran ich bin. Und meine Reise zu Ihnen war nicht umsonst, wie ich schon befürchtet hatte.«
»Nein, das war sie nicht«, erwiderte die Frau leise.
»Kommen wir zum Spiel.« Ich hatte das Thema gewechselt und sah ihren erstaunten Blick.
»Zu welch einem Spiel?«
»Mörder-Weekend.«
»Ach so, das meinen Sie.«
»Kennen Sie die Regeln?«
»Selbstverständlich. Ich mußte ja meine Zustimmung geben. Da hat mich Ed Selby eingeweiht. Die Sache ist ganz einfach. Jeder bekommt einen Briefumschlag mit den Regeln. Natürlich sind die Umschläge verschlossen. Einer der mitwirkenden Personen wird ermordet. Wer aber der Mörder ist, weiß nur der Täter selbst. Es muß einer der Mitspieler sein. Die anderen versuchen dann herauszufinden, wer sich für die Tat verantwortlich zeigt.«
»Eigentlich eine alte Sache.«
»Das gebe ich zu. Nur hat sie in den letzten Monaten neuen Glanz bekommen. Sie wurde zu einer touristischen Attraktion auf dem flauen Markt. Und die Leute haben Spaß, wenn sie auf Mörderjagd gehen. Denken Sie an die Umgebung. Das alte Schloß, die langen Gänge. Es ist wie bei Edgar Wallace.«
»Wer spielt denn heute die Leiche?« fragte ich.

»Ed Selby.«
»Und wer bringt ihn um?« Maxi Mandix hob die Schultern. »Ich habe keine Ahnung, aber ich muß mich beeilen, denn ich spiele auch mit.«
»Dann kann ich ja Dämonen jagen.«
Sie nickte bedächtig. »Das können Sie, John, wenn Sie sich durch uns nicht stören lassen.«
»Nein, nein, es ist eher umgekehrt. Vielleicht sollte man das Spiel solange abbrechen, bis ich die Sache hinter mir habe.«
»Das geht nicht mehr. Außerdem wären die Mitwirkenden sauer, was ich verstehen kann. Sie haben sich auf das Mörder-Weekend gefreut. Die sind zwei Tage beschäftigt.«
»Und wenn keiner den Mörder findet?«
Maxi lächelte. »Muß er sich in der letzten Stunde zu erkennen geben.«
Sie ging zur Tür, um das Zimmer zu verlassen.
Ich hielt sie noch zurück. »Sagen Sie, Maxi, gibt es hier unter dem Schloß eine Gruft?«
»Ja«, erwiderte sie gedehnt.
»Kann ich die sehen?«
»Weshalb?«
»Weil mir eine Stimme riet, in die Gruft zu gehen. Deshalb.«
»Wer denn?«
»Das weiß ich leider nicht genau. Vielleicht Ihr jetzt endgültig vernichteter Ahnherr.«
»Ja, das kann möglich sein.«
Jemand klopfte gegen die Tür, und wir beide vernahmen die Stimme des Cousins. »Miß Maxi, man erwartet Sie bereits. Das Spiel soll beginnen. Bitte, kommen Sie.«
»Gleich, Conrad.«
»Das ist nicht Ihr Cousin«, sagte ich.
»Nein, mein Diener. Ich gebe ihn nur als Verwandten aus, wenn ich unterwegs bin.«
»Aha. Angst haben Sie nicht vor ihm?«
Erstaunt schaute sie mich an. »Wieso sollte ich?«
»Nun, er sieht nicht gerade wie ein typischer Butler aus, wenn Sie verstehen.«
»Ja, ich begreife das. Keine Sorge, wir kommen prächtig miteinander aus. Einer kann sich auf den anderen verlassen.«
»Wie Sie meinen.«
Maxi Mandix öffnete die Tür und ging aus dem Zimmer. Conrad hatte im Gang gewartet. Er trat einen Schritt zurück, damit Maxi an ihm vorbeigehen konnte. Auch er wollte verschwinden.
»Auf ein Wort, Conrad!«
»Sir?« Er kam näher und blieb auf der Schwelle stehen.

Ich ließ meinen Blick über seine Gestalt gleiten. Wie schon erwähnt, er sah aus wie Christopher Lee in den besten Dracula-Tagen. Nur hatte der Schauspieler nicht diese Pranken wie Conrad gehabt. In seinem Gesicht zuckte kein Muskel, als er meinen Blick auf sich gerichtet sah.

»Sagen Sie, Conrad, kennen Sie sich in der Geschichte dieses Schlosses gut aus?«

»Einigermaßen, Sir.«

»Dann können Sie mir sicherlich sagen, ob es in der Familie Mandix tatsächlich Ahnen gab, die mit dem Teufel paktiert haben.«

»Davon weiß ich nichts«, lautete die steife Antwort. »Tut mir leid.«

Der Knabe log, ohne rot zu werden.

»Wirklich nicht?«

»Wenn ich es wüßte, Sir, würde ich es Ihnen trotzdem nicht sagen, da ich nicht befugt bin, über die Dinge der Familie zu reden. Haben Sie sonst noch eine Frage, Sir?«

»Ja. Nehmen Sie auch an dem Spiel teil?«

»Nein. Ich habe andere Aufgaben.«

»Die wären?«

»Ich überwache das Personal, Sir. Wir haben es kommen lassen, man muß für Ordnung sorgen.«

»Natürlich, das sehe ich ein. Und in die Gruft gehen Sie nie?«

»Welche Gruft meinen Sie?«

»Die unter dem Schloß liegt.«

»Ich wüßte nicht, was ich dort zu suchen hätte. Die Ruhe der Toten ist mir heilig. Sie entschuldigen mich jetzt, Sir. Andere Aufgaben warten auf mich.«

»Ja, gehen Sie nur. Und vielen Dank für Ihre Auskünfte!«

»Ich tat es gern, Sir.«

Das glaubte ich ihm nun überhaupt nicht. Es war sowieso egal. Ob er mich nun angelogen hatte oder nicht, spielte keine Rolle. Ich schloß hinter ihm die Tür und setzte mich in den Sessel, um ein wenig nachzudenken. Die Gesellschaft, die ich vorgefunden hatte, war nicht normal. Hier stimmte einiges nicht. Ein kaltes Grauen oder Gruseln »lag« in dem Schloß. Mal sehen, wie es weiterging.

Im Zimmer sitzen bleiben, wollte ich nicht. Das Spiel war wesentlich interessanter. Hoffentlich lief es auch noch den normalen Regeln ab und eskalierte nicht.

Ich jedenfalls hatte da meine Bedenken.

Mit diesem Gedanken stemmte ich mich in die Höhe und verließ den Raum.

Im Gang sah ich Conrad. Er schaute mich mit einem kalten, gnadenlosen Blick an.

Vor ihm mußte ich mich in acht nehmen…

***

Die breite Treppe schritt ich in die Halle hinab. Ich rechnete damit, die Akteure des Spiels in der Halle versammelt zu sehen, das war ein Irrtum, nur zwei saßen in den Sesseln und schauten mich an.

Beide machten mir einen aufgeweckten Eindruck. Irgendwie ähnelten sich Mann und Frau auch. Sie waren um die Dreißig, leger gekleidet, und die Frau war dabei, sich Notizen zu machen.

Der Mann stand auf, als ich die Treppe hinter mich gebracht hatte.

»Machen Sie auch mit, Mister?«

»Nein.«

»Schade. Eine weitere Person hätte den Reiz des Spiels erhöht.« Mit dem Daumen strich er dabei über seinen pechschwarzen Schnauzbart.

»Ihr erstes Spiel ist es nicht?«

»Stimmt, Mr. Sinclair. So heißen Sie doch, nicht wahr? Ich hörte Ihren Namen bei der Ankunft.«

»Richtig.«

»Wie gesagt, es ist nicht das erste Spiel für meine Schwester und mich. Wir wollen darüber ein Buch schreiben. Das heißt, nicht über das Spiel, sondern über kuriose Dinge, die sich auf unserer Insel ereignen. Das Mörder-Weekend gehört nun mal dazu, wie wir finden. Wir nehmen übrigens an einem dritten Spiel teil.«

»Und es ist alles glattgegangen?«

»Was sollte denn schieflaufen?«

»War nur eine Frage.«

»Ich heiße übrigens Fred Holborn. Und das ist meine Schwester Kathy.«

Sie schaute kurz hoch und hob die Hand, dann schrieb sie weiter.

»Sind Sie der Mörder, Mr. Holborn?«

Der Schriftsteller lachte. »Um Himmels willen…« Sein Lachen zerbrach. »Ja, eigentlich könnte ich es sein. Auch wenn ich es wäre, würde ich es Ihnen nicht sagen. So etwas verletzt die Regeln des Spiels. Wer der Mörder ist, müssen andere herausfinden.«

»Es könnte auch Ihre Schwester sein?«

»Natürlich.«

»Hat es denn schon einen Toten gegeben?« fragte ich.

»Keine Ahnung. Wir werden es bald wissen.«

»Und wann?«

»Sobald die Leiche gefunden ist.«

Ich nickte. »So ist das also. Sie müssen sich erst noch auf die Suche begeben.«

»Genau.«

»Und Ihre Mitspieler?«

»Befinden sich bereits auf der Suche. Sie sind im Schloß unterwegs. Wir haben die Aufgabe bekommen, hier zu warten. Vielleicht rollt uns auch die Leiche vor die Füße. Man kann nie wissen.« Er lachte und

schaute zur Treppe hin, denn dort waren Schritte aufgeklungen.
Conrad kam.
Er tauchte wie ein gefährlicher Schatten aus dem Halbdunkel über den Stufen auf. Fred Holborn zuckte zusammen und runzelte die Stirn. »Ich mag ihn nicht«, hauchte er.
Conrad schritt quer durch die Halle, ohne uns mit einem Blick zu würdigen.
»Wo könnte er hingehen?« murmelte ich.
»In dieser Richtung liegt der Rittersaal.«
»Sie kennen sich aus?«
»Ein wenig.«
»Gibt es etwas Besonderes im Saal?«
»Ja, da ist das Büfett aufgebaut, und dort stehen auch die meisten Getränke für die Gäste.«
»Dann hatte er auch einen Grund.« Ich deutete nach unten. »Kennen Sie auch die Gruft?«
»Gibt es so etwas?«
»Ich hörte davon.«
Fred Holborn lachte. »Wäre doch ein Gag, wenn uns die Mördersuche in eine Gruft führt. Das habe ich bisher noch nicht erlebt.«
Seine Schwester stand auf. »So«, sagte sie und strich über ihre Jeans.
»Meinetwegen könnte die Leiche bald kommen.«
Ihr Bruder lachte. »Ein Toter, der gehen kann?«
Sie knuffte ihn in die Rippen. »Nimm nicht alles so wörtlich.« Dann wandte sie sich an mich. »Wie wär's, Mr. Sinclair? Möchten Sie nicht einen kleinen Whisky?«
Ich winkte ab. »Nein, vielen Dank! Es ist mir noch zu früh.«
Kathy Holborn hob die Schultern. »Sie sind ein etwas seltsamer Mensch.«
»Wieso?«
»Ich kenne Maxi Mandix zwar nicht sehr gut, dennoch weiß ich über sie Bescheid. Ihr Lebenswandel ist, falls sie nicht auf dem Schloß lebt, ein wenig außergewöhnlich. Und so sind auch ihre Freunde oder Bekannte. Gehören Sie zu ihnen?«
»Höchstens zu den Bekannten.«
»Dennoch sind Sie anders.«
»Wie meinen Sie das?«
»Nicht so oberflächlich, machen keine Schau, stürmen hier nicht herein wie der große Angeber und erzählen nichts von sich und ihren großen Leistungen.«
»Da gibt es wohl nicht viel zu berichten.«
Kathy hatte sich ein Glas genommen. Am Geruch erkannte ich den Martini. »Sagen Sie, Mr. Sinclair, was sind Sie eigentlich von Beruf?«
»Ich arbeite für den Staat.«

Sie lachte. »Das ist eine Antwort und trotzdem keine. Raffiniert gemacht. Da können Sie Förster, Finanzbeamter oder Polizist sein.« Sie drohte mir mit dem Finger. »Keine Sorge, ich bekomme noch heraus, was Sie wirklich sind.«

Fred Holborn kam zu uns. Er trank einen Whisky. »Nehmen Sie sich vor meiner Schwester in acht, Mr. Sinclair. Wenn sie einmal auf jemand ein Auge geworfen hat, geht die Person in ihr Netz.«

»Ich habe gegen hübsche Augen nichts einzuwenden«, gab ich unumwunden zu.

»Seien Sie trotzdem auf der Hut.«

»Wie kannst du mich nur so schlecht machen, Fred.«

»Ich sage nur die Wahrheit.«

Plötzlich hörten wir ein Poltern. Es war dort aufgeklungen, wo die Treppe endete.

Automatisch richteten sich unsere Blicke dorthin. Wir schauten die Stufen hoch, sahen verschwommen dort eine Gestalt stehen und konnten nicht erkennen, um wen es steh handelte.

Im nächsten Augenblick kippte die Person.

Voll schlug sie auf die Kanten der Stufen, überrollte sich, hieb mit den pendelnden Armen gegen die Stäbe des Geländers und wurde immer schneller, je mehr Stufen sie hinter sich ließ.

Die beiden Holborns, rührten sich nicht von der Stelle. Sie ahnten etwas, ich wußte es bereits und stürmte vor.

Als ich die Treppe erreichte, kippte der Körper über die letzte Stufe hinweg. Auf den anderen sah ich die Blutflecken, und als der Mann zur Ruhe kam, erkannte ich auch die schreckliche Wunde in seinen Hinterkopf. Mir war klar, daß ihm niemand mehr helfen konnte. Ed Selby war tot!

Kein Spiel, sondern echt. Hier hatte es eine Leiche gegeben, und der Mörder mußte sich im Schloß befinden. Wo genau, daß war mir unbekannt, jedenfalls verlor ich keine Sekunde und jagte wie ein Irrwisch die lange Treppe hoch.

Schweratmend erreichte ich den Gang, blieb stehen, schaute mich um und lief einige Schritte.

Der Gang war leer.

Kein Killer zu sehen, auch kein Dienstpersonal und keiner von den Gästen. Der oder die Mörder hatten sich aufgelöst wie ein Spuk. Ich mußte an das Bild und auch an die unheimliche Gestalt denken, die ich gesehen hatte. Sollte ein Dämon der Killer gewesen sein?

Das war gut möglich. Wenn es zutraf, würde ich auch keine Spuren finden. Dennoch ging ich einige Schritte in den langen Flur hinein, doch ich war der einzige.

Tief holte ich Luft und ging wieder zurück. Sehr langsam schritt ich die Treppe hinab.

Die beiden Holborns sah ich an ihrem Ende. Sie schauten auf die Leiche. Blaß waren ihre Gesichter. Als ich neben ihnen stehenblieb, flüsterte Fred: »Der ist ja richtig tot.«

»Leider.«

»Und es ist Ed«, sagte Kathy.

»Jemand hat ihm den Schädel eingeschlagen. Wie es aussieht, mit einem harten und spitzen Gegenstand.« Ich bückte mich und schaute mir den Hinterkopf genauer an. »Ja, so muß es gewesen sein«, bestätigte ich mich selbst.

»Sie reden wie ein Polizist«, erklärte Kathy.

Ich kam wieder hoch. »Da haben Sie recht. Ich bin Polizist. Oberinspektor von Scotland Yard.«

»Nein.« Sie trat einen Schritt zurück. Auch ihr Bruder konnte es nicht fassen.

»Dann… dann sind Sie dienstlich hier gewesen. Sie haben vielleicht gewußt, daß es zu diesem Mord kommen würde - oder?«

»So war es nicht, Mr. Holborn. Ich bin wirklich nur auf Einladung von Maxi Mandix gekommen. Da lagen andere Gründe vor. Daß ich hier in einen Mordfall verwickelt werden würde, hätte ich mir nicht träumen lassen. Jetzt sieht die Sache anders aus.«

»Welche?«

»Vergessen Sie es, Mr. Holborn. Eines wissen wir sicher. Ihre Schwester, Sie und ich sind nicht die Mörder.«

»Und Conrad auch nicht.«

»Wieso?«

»Er ist im Rittersaal verschwunden.«

»Hat das etwas zu bedeuten?«

»Wenn man es genau nimmt, nicht.«

Kathy drückte mir ein Glas mit Whisky in die Hand. »Den Schluck können Sie bestimmt gebrauchen.«

»Danke, das ist genau die richtige Medizin.« Ich leerte das Glas mit einem Zug.

»Und was machen wir jetzt?« fragte Holborn.

»Wir werden alle zusammenrufen. Das ist die einzige Alternative.«

»Wollen Sie Fragen stellen, Oberinspektor?«

»Auch.«

»Und was noch?«

»Lassen Sie sich überraschen.«

Die Geschwister schauten sich an und hoben die Schultern. Kathy vermied es, der Leiche einen Blick zuzuwerfen. Sie sah zu Boden und hatte die Lippen fest zusammengepreßt.

»Kann man die anderen Gäste zusammenholen?« fragte ich.

Fred Holborn gab die Antwort. »Natürlich.« Er lächelte und wischte gleichzeitig Schweißperlen von seiner Stirn. »Sie brauchen allerdings

nicht zu rufen. Es gibt so etwas wie ein Alarmhorn, das man von dieser Halle aus betätigen kann. Man hat eben an alles gedacht.« Er deutete auf die Leiche. »Vielleicht sollten wir sie von der Treppe wegschaffen.«

Der Ansicht war ich auch. Gemeinsam faßten wir den Toten unter.

Leider blieb eine makabre Spur aus Blut zurück, die unseren Weg bis zum Kamin hin zeichnete. Dort ließen wir den Toten liegen. Wir fanden keine Decke, mit der wir die Leiche hätten verbergen können.

»Und wo ist der Kontaktknopf?« fragte ich.

»Hier.« Kathy stand schon an der Tür. Von mir nicht einzusehen, befand sich eine kleine Schalttafel in der Wand. Dort drückte die Frau einen der Knöpfe nach unten.

Im nächsten Augenblick zuckte ich zusammen. Ich hatte das Gefühl, das Nebelhorn eines Dampfers zu hören. Der dumpfe Laut schwang nicht allein durch die Halle, sondern durch das gesamte Schloß und hätte selbst Menschen aus dem Tiefschlaf gerissen.

Die Sirenen heulten noch, als wir bereits die ersten sahen. Sie erschienen oben an der Treppe.

Schneller als die Gäste war das Personal. An ihrer Spitze befand sich Conrad. Er lief ziemlich schnell. Noch immer war sein Gesicht unbewegt. Als er mich sah, blieb er stehen.

»Es hat einen Toten gegeben«, sagte ich zu ihm.

»Das ist der Lauf des Spiels, Sir.«

Ich grinste ihn kalt an. »Natürlich, aber wie Sie sagten, es war ein Spiel. Dabei gibt es keine echten Toten. Die Leiche, die neben dem Kamin liegt, ist echt.«

Er schaute hin, sah aber nicht so gut und ging einige Schritte auf das Ziel zu. Als er stehenblieb, zuckten seine Schultern für einen Moment, bevor er sich wieder umdrehte und mir zunickte. »Sie haben recht, Sir, der Mann ist tot.«

»Und jetzt suchen wir den Mörder.«

»So sah es das Spiel vor.«

Wir konnten unseren Dialog nicht mehr weiterführen, denn der Stimmenwirrwarr war einfach zu groß geworden. Jeder der Anwesenden hatte die Leiche gesehen.

Die Reaktionen reichten vom stummen Entsetzen bis hin zu leisen Schreien der Angst.

Ich ließ die Leute in Ruhe.

Auch Maxi Mandix sah ich. Sie war käsig geworden. Ihre Lippen zuckten, der fragende Blick war auf mich gerichtet, doch ich hob die Schultern. Noch wußte ich nichts, aber ich würde bald etwas wissen, das nahm ich mir vor.

Zunächst einmal wollte ich Ruhe haben, winkte Maxi zu mir heran und fragte sie, ob sie bereit war, mir zu helfen.

»Natürlich.«

Es dauerte seine Zeit, bis der Stimmenwirrwarr tatsächlich aufhörte.

Danach schaute man mich gespannt an.

Zunächst stellte ich mich vor.

Als die Versammelten meinen Beruf hörten, erlebten sie eine zweite Überraschung. So recht wollte oder konnte es keiner glauben. Ich sah mich gezwungen, meinen Ausweis zu zeigen, um die Richtigkeit meiner mündlichen Angaben zu untermauern.

»Und nun möchte ich gern zur Sache kommen«, sagte ich danach und bat die Leute, sich getrennt aufzustellen. Auf eine Seite das Personal, auf der anderen die Gäste.

Conrad zählte sich zum Personal. Er wurde eingerahmt von vier Frauen und zwei Männern, die allesamt die schwarzweiße Kleidung der Kellner trugen.

Sie waren sehr nervös. Einige schauten zur Tür. Am liebsten wären sie verschwunden, das konnte ich nicht zulassen, denn jeder von ihnen kam als Mörder in Betracht.

Auf der anderen Seite des Tisches standen die Gäste. Die Holborns kannte ich. Nun hätte ich gern die Namen der anderen beiden Paare erfahren.

Ich bat sie darum.

Der dickliche Mann mit seiner größeren, blondgefärbten Frau hieß Walker. Sie hörte auf den Vornamen Gladys, er auf Sean.

Das andere Paar waren die Lanes. Sie machten einen verschüchterten Eindruck und hielten sich an den Händen. Ellen und Jim lauteten ihre Vornamen.

Ich wandte mich an die Walkers. »Können Sie mir sagen, wo Sie sich zur Tatzeit vor etwa zehn Minuten aufgehalten haben, Mr. Walker?«

»Wir waren oben«, erklärte er mit leiser Stimme.

»Wo?«

»In unserem Zimmer.«

»Was haben Sie dort getan?«

»Müssen wir das sagen?« fragte seine Frau und bewegte nervös ihre langen Finger.

»Ja.«

Walker nickte. »Es entspricht zwar nicht genau den Regeln, aber wir haben uns gegenseitig verständigt und die Zettel gezeigt. Keiner von uns war der Mörder.«

»Wo sind die Zettel jetzt?«

»Wir haben sie verbrannt.«

Das war ein Tiefschlag, denn auf die Informationen hatte ich großen Wert gelegt. »Weshalb taten Sie das?«

»Es waren die Vorschriften.«

»Sind die stets gleich?« wandte ich mich an Maxi.

»So ist es.«

Das sah nicht gut aus. Die Lanes hatten ihre Zettel mit Informationen auch verbrannt, wie sie mir versicherten.

Ich setzte mich auf die Tischkante und dachte nach. Es störte mich nicht weiter, von zahlreichen Blicken beobachtet zu werden, ich überlegte nur, wie ich reagieren sollte. Bei normalen Voraussetzungen hätte ich meinen Kollegen Bescheid gegeben, die waren hier nicht gegeben, denn im Hintergrund lauerte weiterhin großes Unheil.

Dämonenspuk war am Werk!

Vielleicht hatten diese Wesen sogar den Mord begangen, das konnte ich den Versammelten natürlich nicht sagen. Die hätten mich für verrückt erklärt. Je mehr ich über dieses Problem nachdachte, um so stärker festigte sich in meinem Innern die Überzeugung, daß es eigentlich nur so gewesen sein konnte.

Diese Tat hatten andere Mächte zu verantworten, nicht die vor mir stehenden Menschen.

Ruckartig hob ich den Kopf. Mein Blick traf dabei Conrad. Ich glaubte, ein Lächeln auf seinen Lippen zu sehen. Sehr schnell verschwand es wieder, und Conrad schaute, wie auch die anderen, nahezu lethargisch auf seine Fußspitzen.

Er wußte mehr…

Ich rutschte von der Tischkante, denn ich hatte mittlerweile einen Entschluß gefaßt. Mit den nächsten Worten schloß ich auch das Personal ein.

»Ladies und Gentlemen«, sagte ich. »Es ist traurig genug, daß hier ein Mord passiert ist. Meiner Überzeugung nach kann sich der Täter nur unter uns befinden.«

»Wieso?« rief Sean Walker. »Der kann doch längst aus dem Schloß geflohen sein.«

»Die Möglichkeit besteht, das gebe ich zu. Nur will ich daran aus bestimmten Gründen, die ich hier nicht näher erläutern kann, nicht glauben.«

»Sie müssen es wissen.«

»Das weiß ich in der Tat, Mr. Walker, deshalb möchte ich Sie alle bitten, auch das Personal, in ihren Zimmern zu bleiben. Ich werde Sie wahrscheinlich im Lauf des Tages oder noch der Nacht der Reihe nach besuchen und Ihnen einige Fragen unter vier Augen stellen. Sind Sie damit einverstanden?«

Die Gäste schauten sich an. Entweder hoben sie die Schultern oder sie nickten. Je nach Temperament.

»Gibt es denn auch etwas zu trinken?« fragte Mrs. Walker und lachte verschämt.

»Dafür werde ich sorgen«, erklärte Maxi Mandix.

»Dann bleiben wir auf den Zimmern«, sagte Sean Walker.

Ich war beruhigt, daß alles geklappt hatte. Das Personal wurde von Maxi angewiesen, die Leute mit Getränken und auch Imbissen zu versorgen.

Ich zündete mir eine Zigarette an. Die Holborns kamen zu mir.

»Können wir Ihnen helfen, Oberinspektor?« fragte Kathy.

»Nein. Für Sie gilt, bitte sehr, das gleiche. Gehen Sie auf Ihr Zimmer und warten Sie ab.«

Kathy zog einen Flunsch. Ihr Bruder fragte: »Was haben Sie noch in der Hinterhand, Mr. Sinclair.«

»Ein Spieler deckt seine Trümpfe nie zu früh auf. Das müßten Sie wissen.«

»War auch nur eine Frage. Besuchen Sie uns eigentlich auch?«

»Ja.«

»Wir kommen doch nicht als Mörder in Betracht.«

Ich drückte die Zigarette aus. »Trotzdem werde ich zu Ihnen kommen. Denken Sie mal nach. Vielleicht ist Ihnen schon vorher etwas aufgefallen, das Sie bisher nur vergessen haben. Wäre ja möglich - oder nicht?«

»Schon.«

»Na bitte.«

Die Holborns waren die letzten Gäste, die sich zurückzogen. In der Halle standen nur mehr Maxi Mandix, Conrad und ich. Maxi hatte eine Decke besorgt, die sie über die Leiche breitete.

Conrad schaute mich starr an.

»Haben Sie mir etwas zu sagen?« fragte ich.

»Nein, Sir.«

»Es schien mir so.«

»Sie haben sich geirrt.«

»Und wo liegt Ihr Zimmer?«

Er deutete dorthin, wo sich auch der Rittersaal befinden mußte. »Ich bewohne zwei Räume des Personals, Sir. Sie können mich dort finden, wenn Sie mich brauchen.«

»Darauf komme ich sicherlich zurück.«

»Ich warte, Sir.« Nach diesen Worten ging er weg.

»Sie mögen ihn nicht, wie?« fragte Maxi, als sie auf mich zutrat und ihm nachschaute.

»Nein. Sie etwa?«

Maxi hob die Schultern. »Wissen Sie, ich habe mich mittlerweile an ihn gewöhnt. Und manchmal bin ich sogar froh, daß er sich im Schloß aufhält. Es wäre sonst zu einsam.«

»Sind Sie das wirklich?«

»Ja.«

»Ich glaube es Ihnen.«

Sie lachte und legte mir eine Hand auf die Schulter. »Seien Sie mir

nicht böse, John, aber Sie sind ein schlechter Lügner. Schade«, murmelte sie dann. »Es hätte wirklich nett werden können.«

»Wie meinen Sie das?«

Maxi schleuderte ihre Haare zurück. »Ich denke da an uns beide. Geld dürfen Sie ja nicht nehmen, die Nacht ist lang und…« Sie hob die Schultern. »Aber lassen wir das. Andere Dinge sind bestimmt wichtiger.«

»Sie haben recht, Maxi. Und damit fangen wir auch an.«

»Meinen Sie die Bilder?«

»Genau. Ich möchte Sie bitten, mir die Gemälde zu zeigen. Schließlich wissen Sie genau, wie sie hängen. Ich müßte sonst zu lange suchen.«

»Das stimmt, kommen Sie mit.« Maxi führte mich zur Treppe. Als ich sie so gehen sah, erinnerte ich mich wieder an unsere erste Begegnung.

Da war sie so swingend auf mich zugekommen. Jetzt ging sie mit einem ähnlichen Hüftschwingen.

Sie hatte den Tod des Mannes schnell vergessen. Oder sie wollte ihn vergessen.

»Sie sind im Gang verteilt«, erklärte sie mir, als wir das Ende der Treppe erreicht hatten. »Ich werde sie Ihnen zeigen.«

»Moment.« Ich hielt Maxi zurück. »Wenn ich die Gesichter zerstöre, werden Sie nicht in meiner Nähe sein.«

Aus großen Augen schaute sie mich an. »Weshalb nicht?«

»Weil es sehr gefährlich werden kann. Es wird mir nicht immer gelingen, ihre zum Dämon degenerierten Ahnherren so rasch zu töten wie beim ersten Mal.«

»Ich kann nicht glauben, daß sie mir etwas tun…«

»Und der Grund?«

»Nun, ich bin ihnen verwandt.«

Ich mußte lachen. »Darauf nehmen Dämonen keine Rücksicht. Nein, Maxi, ich muß das Schloß säubern. Erst dann werden Sie ruhig schlafen können. Glauben Sie es mir.«

»Wenn Sie meinen, John.«

Wir gingen zum ersten Bild. Die Portraits hingen jeweils zwischen den einzelnen Türen. Hinter einigen vernahmen wir Stimmen, denn hier lagen die Zimmer der Gäste. Was gesprochen wurde, konnten wir nicht verstehen, aber Mrs. Walkers Lachen war mehr als einmal deutlich genug herauszuhören.

»Befinden sich in den oberen Regionen auch noch Bilder?« wollte ich von Maxi wissen.

»Nein, die Ahnengalerie hängt hier. Bis auf das eine Bild in Ihrem Zimmer.«

»Wie kam es dorthin?«

»Weiß ich auch nicht…«

An einen Zufall wollte ich nicht so recht glauben. Ich nahm eher an, daß jemand das Bild umgehängt hatte, um mich auf die Probe zu stellen.

Wir würden sehen.

Maxi hatte das erste Bild früher erreicht als ich, und ich vernahm ihren leisen Ruf der Überraschung.

Schnell stand ich neben ihr.

Dann sah auch ich, was sie so geschockt hatte.

Vor uns hing ein leerer Rahmen. Das Bild darin war verschwunden!

»Das gibt es doch nicht!« flüsterte die Frau und klammerte sich an meinem Arm fest. »Sagen Sie etwas, John!«

Ich lachte leise auf. »Sie sehen selbst, daß es so etwas gibt.«

Mit einer fahrig wirkenden Geste strich Maxi Mandix durch ihr Haar.

»Aber wie ist das möglich?«

»Magie«, erwiderte ich, »Schwarze Magie.«

»Und jetzt?«

»Werden wir uns die anderen Bilder anschauen.«

Drei hingen noch auf dem Flur. Bei jedem Bild erlebten wir das gleiche. Wir schauten auf einen leeren Rahmen.

Maxi begriff nichts, ich ebenfalls nicht, aber ich wußte, daß die vier dämonischen Wesen nicht nur frei waren, sondern auch freie Bahn hatten. Das bereitete mir Kummer.

»Dann geistern sie also im Schloß umher«, hauchte die Frau und schaute sich so furchtsam um, als würde in jeder Türnische ein Dämon lauern. »Wo können Sie stecken?«

»Ich weiß es leider nicht.«

»Haben Sie auch keinen Verdacht?«

Ich hob die Schultern.

»Bitte, John, reden Sie!«

»Ich habe von der Familiengruft gehört, Maxi. Jetzt will ich von Ihnen wissen, welch eine Bedeutung diese Gruft hat. Reden Sie endlich! Es wird Zeit.«

Sie ging von mir weg und lehnte sich mit dem Rücken gegen die Wand. Dann hob sie den Kopf und schaute eine gegenüberliegende Tür an, bevor sie zu sprechen begann.

»Ich habe Ihnen schon von meiner Familie oder den Ahnen erzählt. Es war wirklich eine sehr gemischte Gesellschaft. Diejenigen, die sich gegen die Kirche und deren Lehren stellten, bekamen auch kein katholisches Begräbnis auf dem Friedhof, sondern blieben im Schloß. In der Gruft stehen fünf Steinsärge. Darin können Sie die Überreste meiner Ahnen finden, falls noch welche vorhanden sind.«

»Wie komme ich in die Gruft?«

Maxi erklärte mir den Weg.

»Ist sie abgeschlossen?«

»Das weiß ich auch nicht, John! Glauben Sie denn, ich würde in der Gruft ein und ausgehen?«

»Nein, das nicht. Waren Sie in der letzten Zeit schon einmal dort unten?«

»Ja.«

Ihre ehrliche Antwort überraschte mich. »Und was haben Sie dort vorgefunden?«

»Die fünf Särge.«

»Mehr nicht?«

»Doch. Sie waren offen. Ich habe in sie hineingeleuchtet. Dabei fand ich sie noch leer. Keine Gebeine, von denen ich vorhin sprach. Nur leere Särge.«

»Haben Sie über eine Erklärung für dieses Phänomen nachgedacht, Maxi?«

»Natürlich. Aber ich bin zu keinem Ergebnis gekommen. Die Tatsache, vor den leeren Särgen zu stehen, war einfach zu schwer zu verdauen. Ich konnte es nicht fassen. Der Anblick hat mein Weltbild völlig durcheinandergebracht, deshalb schickte ich Ihnen auch den kurzen Brief.«

Ich verstand jetzt einiges. Maxi lehnte an der Wand und atmete schwer. Ihr Gesicht glänzte, weil sich Schweiß auf ihre Haut gelegt hatte. Aber ich konnte sie noch nicht in Ruhe lassen.

»Okay, Sie leben hier auf dem Schloß. Nicht allein, wie ich weiß. Welche Rolle spielt Conrad?«

»Er ist mein Aufpasser. Eingesetzt hat ihn mein Vater, obwohl sich meine Familie von mir trennte, weil ich so etwas wie ein schwarzes Schaf bin. Ich bekomme nur jeden Monat meinen Scheck.«

»Und Sie arbeiten nicht?«

»Nein, wieso?«

Ich lächelte schmal. »Das muß ein schreckliches Leben sein, wenn man so jung ist wie Sie und nicht arbeitet. Da kommt man ja auf dumme Gedanken.«

»Mag sein.«

»Noch mal zu Conrad zurück. Bevor ich mir die Gruft anschaue, werde ich mit ihm reden. Zeigen Sie mir sein Zimmer.«

»Soll ich mitkommen?«

»Nein, nicht hinein.«

Maxi war einverstanden, und wir gingen wieder den Weg zurück, den wir auch gekommen waren.

Dabei durchquerten wir die Halle und gelangten auch in den Rittersaal.

»Von hier geht es auch zur Gruft?« fragte ich.

»Ja.« Sie beschrieb mir den Weg.

Dann mußten wir durch eine Tür. Vor uns lag eine schmale Treppe.

Sie besaß keinen Teppich, war auch nicht blankgebohnert, sondern mit ziemlich unebenen Stufen gebaut.

Die Treppe mündete in einen düster wirkenden Gang. Wir befanden uns schon im Anbau des Schlosses. Durch die schmalen Fenster fiel nur mattes Tageslicht.

»Hier ist das Personal untergebracht worden«, erklärte Maxi.

»Und Conrads Zimmer?«

Die Frau deutete auf eine Tür an der linken Seite.

»Danke sehr. Am besten wäre es, wenn Sie sich wieder zurückziehen. Abgemacht?«

»Aber ich…«

»Mit Conrad komme ich schon allein zurecht. Wenn ich Sie brauche, rufe ich Sie.«

»Wie Sie meinen, John.« Noch einmal schaute sie mich prüfend an.

Danach machte sie kehrt und ging.

Ich wartete so lange, bis ihre Schritte verklungen waren, atmete noch einmal tief durch und klopfte gegen die Tür.

Niemand gab mir Antwort, und so versuchte ich es ein zweites Mal.

Auch jetzt erfolgte keine Reaktion. Entweder war Conrad nicht da, oder er wollte nicht öffnen.

Ob er von innen abgeschlossen hatte, würde ich bald feststellen können. Sehr vorsichtig drückte ich die Klinke nach unten, lehnte mich gegen die Tür und atmete auf, als es mir gelang, sie nach innen zu drücken.

Eine Reaktion der anderen Seite erfolgte nicht. Ungewöhnliche Stille empfing mich.

Ich hatte Conrad geraten, auf seinem Zimmer zu bleiben. Wie es aussah, war er diesem Ratschlag nicht gefolgt. Das hätte ich mir auch denken können, denn Freunde waren wir nicht gerade.

Behutsam drückte ich die Tür so weit auf, daß ich über die Schwelle treten und einen ersten Blick in den Raum werfen konnte. Es brannte kein Licht. Durch das schmale, hohe Fenster fiel zwar Tageshelligkeit, doch sie ließ einige Ecken und Winkel des Raumes noch im Schatten.

Rechts von mir befand sich ein Bett, gegenüber der hohe, bis zur Decke reichende Schrank, doch für ihn hatte ich keinen Blick.

Mich interessierte einzig und allein das Bett, auf dem jemand lag. Eine große, dunkel gekleidete Gestalt.

Der Butler Conrad!

Schlief er?

Ein sehr seltsames Gefühl beschlich mich, denn ich hatte in dieser ähnlichen Rückenhaltung auch schon Tote liegen sehen. Möglich war in diesem dämonischen Schloß alles.

Auf Zehenspitzen näherte ich mich dem Weg. Mein Blick war starr

geworden, die Augen hielt ich auf das Ziel gerichtet, und ich sah auch nicht, daß sich die Brust des Mannes unter irgendwelchen Atemzügen hob oder senkte.

Sollte er tatsächlich nicht mehr leben?

Mir rieselte es kalt den Rücken hinab. Noch ein gleitender Schritt, und ich stand neben dem Bett.

Conrad lag auf dem Rücken. Sein Blick war starr gegen die Decke gerichtet. Der Blick eines Toten, das sah ich sofort.

Ich sah auch noch mehr.

Den dunklen Streifen und die klaffende Wunde an seinem Hals.

Jemand hatte Conrad die Kehle durchgeschnitten!

Der zweite Mord innerhalb kurzer Zeit!

Ich war geschockt, damit hätte ich nicht gerechnet, und ich fragte mich jetzt schon, wie es mir gelingen sollte, den unheimlichen Killer zu stellen.

Mit dieser Tatsache schied auch Conrad als Täter aus. Ausgerechnet ihn hatte ich am stärksten verdächtigt.

Wer kam als Täter in Betracht? Diese Frage stellte ich mir, als ich mit den Fingerspitzen die Gesichtshaut berührte. Ich wollte anhand der Temperatur feststellen, wie lange Conrad schon tot war. Möglicherweise erst seit Minuten, so daß sich der Mörder noch in unmittelbarer Nähe befand.

Die Haut war nicht warm und nicht kalt. Irgendwie lau, eine komische Mischung, wie ich sie noch nie so gespürt hatte. Da stimmte einiges nicht. Ich spürte das gewisse Kribbeln, das mich durchrieselte. Auch die Atmosphäre war eine andere geworden. Hier stand ich vor einem Phänomen, und noch fehlte mir der Durchblick.

Wieder schaute ich in das Gesicht, suchte nach einem Zucken der Muskeln oder nach einem anderen Hinweis für eine dämonische Aktivität.

Nichts zu machen.

Conrad war tot…

Ich hatte mich bei der letzten Untersuchung über ihn gebeugt und drückte meinen Oberkörper nun in die Höhe. Dabei war ich nicht mehr so konzentriert, und das nutzte mein Gegner aus.

Plötzlich erwachte die Leiche zum Leben!

So schnell konnte ich nicht reagieren. Conrad schoß in die Höhe, und noch schneller war seine Faust.

Zwar bekam ich mein Gesicht ein wenig zur Seite, das Kinn wurde trotzdem erwischt.

Ich glaubte, von einem Pferd getroffen zu sein. Auf einmal explodierten tausend Sonnen vor meinen Augen, und ich hatte das Gefühl, aus den Schuhen gehoben zu werden, weil ich zurückflog.

Irgend etwas riß ich mit - wahrscheinlich einen Stuhl - und dann flog

ich zu Boden.

Es war ein harter Fall, der mir die Luft aus den Lungen preßte. Ich hatte mir zwar einen starken Treffer eingefangen, aber keinen absoluten K.O.-Schlag.

Deshalb wurde ich auch nicht bewußtlos, blieb zunächst einmal liegen und versuchte mich zu sammeln.

Die Welt sah ich. Wenigstens das, was ich aus meiner Perspektive für die Welt, halten konnte. Es war das Zimmer mit seiner Decke, dem Schrank und einem Teil des Bettes.

Nur schien alles in einem schiefen Haus zu stehen, wobei ich das Gefühl bekam, der Schrank würde allmählich auf mich niederfallen, und das Bett geriet dabei ebenfalls in schwankende Bewegungen, als stünde es auf den Planken eines Schiffs.

Dann war da noch Conrad!

Er hatte sich vom Bett erhoben. Seine Arme kamen mir vor wie lange Schlangen, als er sie ausstreckte und sich mir näherte. Übergroß sah ich sein Gesicht. Ein bleicher Ballon mit großen Augen und einer Wunde am Hals, aus der Blut tropfte.

Jetzt konnte er mich fertigmachen.

Wahrscheinlich hatte er es vorgehabt, aber etwas hinderte ihn daran.

Da schwang eine helle Stimme. Als sie an meine Ohren drang, besaß sie einen geisterhaften Klang, und diese Stimme sorgte dafür, daß er die Finger von mir ließ.

Conrad zog sich zurück.

Mich überschwemmte gleichzeitig eine Welle, die alles verschleierte und mir die Sicht nahm. Zudem spürte ich noch das Gefühl der Übelkeit vom Magen her in die Kehle steigen, und abermals verwandelte sich die Welt in einen Kreisel.

Verdammt, verdammt. Ich wollte hoch, und ich konnte nicht. Die untere Hälfte meines Gesichts war so gefühllos geworden, als hätte sie der Treffer regelrecht vereist.

Wie ein Fisch auf dem Trockenen kam ich mir vor, aber es war nicht anders zu machen. Ich mußte mich zusammenreißen und versuchen, wieder Land zu gewinnen.

Das heißt, aufzustehen.

Wenn mir jemals etwas schwergefallen war, dann dieser Versuch, auf die Füße zu kommen. Ich rollte mich zunächst schwerfällig auf die rechte Seite, bekam ein Tischbein zu fassen und hielt mich daran fest.

Nach einer Weile zog ich mich am Tischbein in die Höhe, wobei ich gleichzeitig den Tisch zurückschob. Eine Wand hielt ihn auf, und endlich gelang es mir, mich hinzustellen.

Der Kreislauf spielte ein wenig verrückt. Als ich nach unten schaute, schwankte der Boden vor meinen Füßen, und mich überkam ein unangenehmes Schwindelgefühl.

Tief und fest atmete ich durch. Es klappte immer besser.

Erst jetzt traute ich mich, nach meinem Kinn zu fühlen. Es schien sich verdoppelt zu haben. Eine Schwellung war jetzt schon entstanden, wahrscheinlich würde sie am nächsten Tag blau oder grün schimmern.

Als es mir besserging, fielen mir auch die zurückliegenden Ereignisse ein.

Mein Blick traf ein leeres Bett.

Damit hatte ich gerechnet. Wenn ich Conrad gewesen wäre, hätte ich mich auch aus dem Staub gemacht, wobei sich die Frage stellte, welche Richtung er eingeschlagen hatte.

War er nach Verlassen des Raumes im Personaltrakt geblieben?

Ihm standen alle Chancen offen. Wenn er der Killer war, hatte er mir gegenüber immer einen Vorsprung.

Noch immer schaute ich auf das Bett und erinnerte mich plötzlich daran, wie ich Conrad gefunden hatte.

Seine Kehle war durchschnitten worden.

Keine Täuschung, keine Illusion.

Wie konnte er dann überleben?

Als Mensch nicht. Höchstens als Zombie. Allmählich wurde mir klar, mit welch einem Typ ich es zu tun hatte. Er zog hier die Fäden, und er war vielleicht doch für den ersten Mord verantwortlich.

Mir fiel Maxi Mandix ein!

Himmel, Conrad war ihr Aufpasser und Leibwächter. Einen Untoten als Bodyguard zu haben, war auch nicht jedermanns Sache. Wenn Conrad so weitermachte, schwebte auch Maxi in großer Gefahr.

Als ich schneller laufen wollte, machte mir wieder mein Kreislauf zu schaffen. Ich ging wie auf Eiern und mußte einfach eine Pause einlegen.

Dicht neben dem Schrank stand ich, hielt den Kopf gesenkt und atmete abermals tief und fest durch.

Da wurde mein schweißnasses Gesicht von einem kühlen Luftzug getroffen. Zunächst achtete ich nicht darauf, doch als der Luftzug blieb, wurde ich aufmerksam.

Ich drehte mich um.

Tür und Fenster waren verschlossen. Daher konnte der kalte Zug nicht stammen.

Woher dann?

Es gab noch eine zweite Tür. Auch sie war verschlossen. Dahinter lag ein schmales, menschenleeres Bad.

Ich ging wieder dorthin, wo ich den Luftzug zum erstenmal gespürt hatte. Abermals nahm ich die gleiche gebückte Haltung ein - und wußte im nächsten Augenblick Bescheid.

Der Luftzug war aus dem Schrank gekommen!

Für einen Moment war ich überrascht. Wie konnte die kühle Luft aus

einem Schrank entweichen? Normalerweise nicht, es sei denn, der Schrank wäre nicht normal gewesen.
Ich riß die Tür auf.
Es war wie im Kino. Ein Großteil der Rückwand fehlte. Dafür gähnte ein Loch, aus dem die kalte Luft hervorströmte und mir entgegenwehte…
Auf diese Art und Weise war der seltsame Diener also geflohen.
Damit hatte ich nicht gerechnet, und nur durch einen Zufall war ich auch auf den Fluchtweg gestoßen.
Jemand hatte ihn veranlaßt, zu fliehen. Sehr deutlich erinnerte ich mich daran, eine helle, wispernde Stimmen vernommen zu haben.
Wahrscheinlich hatte sie irgendeinem Geist gehört, dem Conrad gehorchen mußte.
Als ich auf den düsteren Höhleneingang starrte, wurde mir wieder einmal bewußt, wie wenig ich von diesem Schloß und dessen Geheimnissen kannte.
Bestimmt würde ich noch manche Überraschung erleben.
Zunächst kroch ich in den Schrank. Direkt zu kriechen brauchte ich nicht einmal, denn die Tür war erstens breit genug und zweitens fast so hoch, daß ich aufrecht gehen konnte.
Von einer Stange hingen einige alte Anzüge, die muffig rochen. Ich schob sie ganz in die Ecke und hatte sehr bald die Öffnung erreicht, aus der es kalt hereinwehte.
Sie war viereckig und so groß, daß sie die Hälfte der Schrankhöhe einnahm.
Ich hatte damit gerechnet, einen Gang zu finden, wurde enttäuscht, denn direkt unter der Öffnung begann ein Schacht, der sich auch noch in die Höhe schob.
Etwas pendelte vor meinen Augen. Es war eine Strickleiter, mit deren Hilfe man in beide Richtungen klettern konnte.
Jetzt hatte ich die Wahl. Wohin sollte ich mich wenden? Nach oben oder in die Tiefe?
Ich überlegte, welchen Weg Conrad wohl genommen haben konnte und entschied mich dafür, daß er wahrscheinlich in die Tiefe geklettert war. Auch ich wollte dorthin, denn mein Vorhaben, die Familiengruft zu besuchen, hatte ich nicht aufgegeben.
Als einzige Lichtquelle trug ich meine kleine Lampe bei mir.
Normalerweise hätte ich mich vor einem Klettern in die Tiefe nicht allzu sehr gefürchtet, bei mir kam hinzu, daß ich mich noch längst nicht fit fühlte und deshalb zögerte.
Dann dachte ich wieder an die Menschen, die sich in Gefahr befanden.
Wenn der Mörder weitermachte, gab es noch mehr Leichen. Das mußte ich verhindern. Bevor ich in die Tiefe kletterte, atmete ich

mich frei. Es ist das beste, was ich tun konnte. Der Druck in der unteren Gesichtshälfte blieb zwar, er ließ sich aushalten.

Ich streckte meine Arme aus und griff nach der Strickleiter. Das rauhe Tau schabte zwischen meinen Fingern, als ich es festhielt, mich abschwang und auf die Leiter zuglitt. Mit den Füßen suchte und fand ich Halt. Dabei war die Leiter ins Schwingen gekommen, so daß ich mit einem angezogenen Knie gegen die Schachtwand vor mir prallte.

Beim nächsten Mal würde ich vorsichtiger sein, das nahm ich mir fest vor.

Dann ging es abwärts.

Für Seeleute war es kein Problem, eine Strickleiter hinab oder hinaufzuklettern. Bei mir war es etwas anderes. Ich hatte meine Schwierigkeiten, denn ich konnte das Schwanken der verflixten Leiter einfach nicht ausgleichen, so daß ich von einer Seite zur anderen pendelte und mehrmals mit der Schachtwand Bekanntschaft machte.

Kalt war die Luft. Zudem roch sie muffig. Auch dachte ich daran, daß ich gewissermaßen auf dem Präsentierteller stand und es irgendwelchen Gegnern leichtfallen würde, mich abzuschießen. Dieses Wissen erzeugte bei mir ein kaltes Gefühl im Nacken, das auch nicht weichen wollte, je tiefer ich kletterte.

Wann konnte der Schacht zu Ende sein? Ich versuchte, nachzurechnen und gab es auf, da ich so schnell keine Lösung fand.

Oft genug schrammte ich mit dem Körper an der Schachtwand entlang. Immer dann, wenn ich mich zu hastig bewegte.

Eine Pause legte ich ebenfalls ein. Nicht um mich auszuruhen, sondern um in der Tiefe zu leuchten.

Noch verschwand der schmale Lichtfinger in der Düsternis. Ich mußte weiterklettern.

Abermals vergingen Minuten. Nur jeweils eine Sprosse tiefer gelangte ich, deshalb zog sich der Weg bis zum Ziel eben so furchtbar lang hin.

Als ich abermals pausierte und die Lampe einschaltete, sah ich einen ersten Erfolg. Der Lichtfinger war auf eine Decke gefallen. Sie bildete aber kein Hindernis, denn innerhalb der Decke befand sich ein rechteckiger Ausschnitt, durch den die Strickleiter führte.

Ich hatte das unbestimmte Gefühl, unter mir die Decke der Familiengruft zu sehen.

Das wäre natürlich ausgezeichnet gewesen. So hätte ich ein Ziel schon erreicht.

Ich setzte meinen unbequemen Weg fort. Wieder schwankte die Leiter heftig, aber sie hielt mein Gewicht aus, und wenig später stand ich tatsächlich auf der Decke und konnte mich aufrichten.

Es war unwahrscheinlich. Zwischen dem Schloßkeller mit der Gruft und den normalen Stockwerken befand sich noch ein großer und ziemlich hoher Zwischenraum, der von zwei Säulen gestützt wurde.

Ich sah diese Stempel schattenhaft im Hintergrund.

Neben der Luke kauerte ich nieder, leuchtete hindurch, sah den Rest der Strickleiter und das matte, dunkle Glänzen eines steinernen Sargdeckels.

Die Familiengruft!

Endlich war ich da, und wenige Sekunden später kletterte ich den Rest der Strecke hinab.

Ich landete nicht auf einem Sarkophagdeckel, sondern auf dem Steinboden, dessen Platten ebenfalls dunkel schimmerten.

Sofort stellte ich die unheimliche Atmosphäre fest, die in dieser Gruft lauerte.

Es roch nach Tod…

***

Wenn man dem Tod überhaupt einen Geruch geben konnte, nahm ich ihn hier wahr.

Vielleicht war es die Kälte und die feuchte Luft mit dem Modergestank. Aber auch die ungewöhnliche Stille, die mich umgab.

Die Leiter schwang noch nach. Dabei geriet sie auch in den Lichtschein der kleinen Lampe und produzierte Schatten an den Wänden. Sie geisterten hin und her wie tanzende Gespenster.

Nur meine eigenen Schritte waren zu hören, als ich mich vorbewegte.

Kein Staubkorn knirschte unter meinen Füßen. Die Gruft schien zuvor gefegt worden zu sein.

Fünf Sarkophage sah ich. Sie standen in einer Reihe und boten ein unheimliches Bild.

Lautlos strich der helle Finger über das Gestein. Es wies keinerlei Verzierungen an den Seiten auf, aber ich erkannte, daß bei allen fünf Särgen die Deckel nicht mehr geschlossen waren.

Ungefähr zu einem Drittel standen sie offen.

Davon hatte mir auch Maxi Mandix berichtet. Für mich ein Beweis, daß sie nicht gelogen hatte.

Auch ich leuchtete in den ersten Sarkophag. Leer. Keine Knochen, kein Staub - nichts.

Sollten die anderen vier auch nicht besetzt sein? Ich glaubte fest daran, bis ich meinen Irrtum erkannte.

Es begann mit dem leisen Schreien.

In der Tat waren es leise Schreie, die plötzlich durch die Familiengruft wehten. Wer sie ausgestoßen hatte, wußte ich nicht. Jedenfalls konnte ich nichts erkennen.

Sicherheitshalber entfernte ich mich von den Särgen und sah zu, daß ich die Wand in den Rücken bekam.

Und dann kamen sie!

Körper sah ich nicht, aber die bläulichen Nebelschwaden, die aus den

offenen Sarkophagen drangen, ihren Weg suchten und allmählich nach vorn krochen.

Gewaltige Dampfwolken strömten hervor. Ein Ende war nicht abzusehen. Sie breiteten sich immer stärker aus. Nur mehr eine Frage von Sekunden, dann hatten sie auch mich erreicht.

Ich dachte an Jane Collins, die den Würfel des Unheils besaß und damit unter anderem den Todesnebel produzieren konnte. Nein, sie lauerte nicht in der Nähe, denn der Qualm, der aus den Särgen getrieben wurde, entließ andere Geschöpfe.

Und sie sahen schlimmer aus als Jane. Eines davon hatte ich bereits erledigt.

Aus dem Sarg, der ganz links von mir stand, kroch ein zweites Wesen das dem von mir getöteten aufs Haar glich. Grün, nackt und geschlechtslos. Mit aufgestellten weißen Haarsträhnen und einem seltsam hell leuchtenden Auge, wobei das andere kaum zu sehen war.

Auch die anderen drei Särge entließen das Grauen.

Einen Burschen mit Hörer auf dem Schädel, dunkler Haut und einem Fell, das er schräg über den Körper gehängt hatte.

Die anderen beiden sahen aus wie Leichen, die schon lange in der Erde gelegen hatten.

Das also waren sie!

Ich bekam nicht einmal Angst, denn ich wußte sehr gut, daß diese dämonischen Helfer einer anderen Macht ziemlich leicht zu erledigen waren.

Bestimmt auch mit der Beretta.

Ich leuchtete den Grünen an, zog die Waffe, zielte genau und drückte ab.

Volltreffer!

Jetzt mußte er zerplatzen.

Das passierte nicht, denn meine geweihte Silberkugel war voll hindurchgeschlagen.

So einfach, wie ich gehofft hatte, wurde es mir nicht gemacht!

Jetzt stand ich wieder voll unter Spannung! Diese Wesen, vielleicht auch Totengeister, waren raffinierter und schlauer, als ich angenommen hatte. Es lag auch auf der Hand. Wären sie so einfach zu vernichten gewesen, hätten sie sich mir nicht gezeigt.

Abermals hörte ich ihre wispernde Stimme. »Du hast einen von uns getötet, dafür werden wir uns schrecklich rächen. Wir haben dich in unser Reich gelockt. Jeder, der hier eindringt und nicht zu uns gehört, ist verloren. Auch du wirst es sein…«

Für mich war es ein zischelnder Singsang, in dem sie sprachen. Keine direkte Drohung, nicht laut, nicht dröhnend, sondern geisterhaft.

Aber ebenso gefährlich, als wäre es anders gewesen.

Ich ließ die Beretta verschwinden, denn ich dachte daran, daß ich

den ersten mit meinem Kreuz getötet hatte.
Das holte ich nun hervor.
Noch zeigte ich es ihnen nicht offen, denn ich wollte noch Informationen von diesen gespenstischen Wesen bekommen.
Sie schwebten über ihren Särgen und waren eingehüllt in blaue Dunstschwaden.
»Wer seid ihr?« sprach ich sie an. »Was hat euch die Jahrhunderte über nicht zur Ruhe kommen lassen? Gebt mir eine Antwort. War es die Hölle oder das Wissen, daß eure Seelen keinen Frieden mehr finden konnten, da ihr euch als Lebende entschlossen habt, mit dem Teufel einen Bund zu schließen? War es das alles?«
»Ja, du hast recht, Fremder. Zu unseren Lebzeiten gehorchten wir dem Teufel.«
»Dafür müßt ihr nun büßen.«
»Nein, wir leben.«
Ich lachte auf. »Was ist das für ein Leben, das ihr führt? Ein schreckliches, eines ohne Hoffnung und Vertrauen. Als Geknechtete und grausam Entstellte seid ihr gezwungen, in diesem Schloß zu hausen und hier herumzuspuken. Nein, ihr verfluchten des Teufels, eure Seelen werden nie Ruhe bekommen, denn der Satan verspricht alles und hält nichts. Ihr seid Geister, Ruhelose, die man erlösen muß. Und das werde ich tun…«
Ein schrilles Lachen antwortete mir. Alle vier hatten es ausgestoßen.
Sie waren sich ihrer Sache sehr sicher. »Du uns erlösen?« hörte ich sie schreien. »Der Satan hat uns erlöst. Er schickte und in dieses Paradies. Ja, Paradies, denn hier fühlen wir uns wohl. Hier können wir tun und lassen, was wir wollen, und wer uns stört, der ist verloren. So wie du, der du es gewagt hast, unseren Kreislauf zu unterbrechen. Menschen kommen her, wir bekommen Seelen, wir werden sie dem Satan geben, der dabei ist, seine Macht auszudehnen. Je mehr Seelen er bekommt, um so stärker ist er, auch Feinden aus eigenen Reihen gegenüber.«
Da hatten die vier Teufelsdiener nicht einmal gelogen. Ich wußte selbst, daß Asmodis einiges an Boden verloren hatte in der letzten Zeit.
Aus den schwarzmagischen Reihen waren ihm andere, mächtige Feinde erwachsen, die an den Beinen seines höllischen Thrones sägten. Wie lange sich der Teufel noch behaupten konnte, wußte ich nicht. Seine Probleme waren ebenso vielfältig wie die meine.
Zudem mußte er sich noch auf die Jagd nach Jane Collins begeben, die für ihn eine Verräterin war und leider den Würfel des Unheils besaß.
Seelen stärkten ihn, das wußte ich. Deshalb war dieses Schloß für den Teufel ein ideales Terrain.

Wenn das Mörder-Weekend stattfand, konnten seine Diener zuschlagen und ihm liefern, was er sich so wünschte.
Ein raffiniertes Spiel, wie es sich eigentlich nur der Satan persönlich ausdenken konnte.
Ich fiel nicht darauf rein und dachte ferner an Conrad, meinen wohl stärksten Gegner, der sich mir noch nicht gezeigt hatte. Vielleicht wußten die vier Geistwesen, wer er war.
Ich fragte sie danach.
»Er ist unser Freund«, hörte ich ihre Antwort. »Er gibt uns viel.«
»Ist es ein Zombie?«
»Ein Nachfahre.«
»Von euch also.«
»Ja, er war einmal Henker des Duke of Glasgow. Das ist lange her. Wir haben ihn eingereiht, denn seine Familie vergaß ihn. Sie wollten ihn nicht mehr in der Ahnenreihe wissen. Sie schämten sich für ihn, denn sie verbrannten sogar sein Bild. Wir holten ihn zurück.«
»Und woher?«
»Aus den Tiefen der Verdammnis. Seine Seele geriet in eine vom Satan hergestellten, wie sie sich wohl fühlt. Er gehört zu uns, in unsere Welt.«
Während ihrer Worte hatten sie sich zurückgezogen. Ich sah es daran, daß die Schwaden dünner wurden. Ich überlegte schon, ob ich nicht doch einen Fehler begangen hatte. Ich hätte mich nicht so lange mit ihnen aufhalten und gleich reagieren sollen. Jetzt schienen sie allmählich wieder Oberwasser zu gewinnen.
Das gefiel mir nicht.
Da waren sie auch schon weg. Aufgelöst, nur mehr die Wolken schwebten über den Särgen.
Ich wedelte mit meiner linken Hand, so daß der feine Strahl innerhalb kurzer Zeit gegen verschiedene Ziele leuchten konnte.
Er wurde stets von den blauen Schwaden aufgesaugt.
»Vertan!« hörte ich die Stimmen aus dem Unsichtbaren. »Du hast deine Chance vertan. Wir sind dir über. Wir werden dich fertigmachen und in den Wahnsinn treiben, Fremder. Hast du gehört? In den Wahnsinn…«
Die letzten Worte kreischten sie so laut, daß sie mir als Echo in den Ohren gellten.
So hatten wir nicht gewettet. Einfach wollte ich es ihnen nicht machen.
Bestimmt glaubten sie sich auf der Siegerstraße. Für mich war das beste Mittel der Verteidigung noch immer der Angriff.
Bis zu den Sarkophagen hatte ich es nicht weit. Die Distanz war mit drei Schritten überwunden.
Als ich startete, geschah nichts, dann stieß ich mich ab und sprang

mit einem gewaltigen Satz auf den ersten Sarkophagdeckel, jedoch auf die Stelle, die nicht vorstand.

Zum Greifen nahe war die Wolke.

Und ich griff hinein.

Allerdings mit dem Kreuz in der Hand, denn seine weißmagische Kraft setzte der Hölle eine Barriere entgegen.

Auch jetzt ließ es mich nicht im Stich.

Ich spürte auf meinem Handgelenk ein ungewöhnliches Kribbeln. Die Wolke vor mir begann zu rotieren. Gleichzeitig stieß sie Geräusche aus und nahm in ihrem Innern eine feste Form an.

Ich wußte längst, was geschehen war. Die Magie meines Kreuzes wirkte auch in einer Welt, die meinen Augen normalerweise verschlossen blieb. Sie holte das zurück, was sich durch die blaue Nebelwolke verdeckt glaubte.

Das grüne Monstrum erschien!

Sein Gesicht sah sowieso schon schlimm aus. Jetzt wurde es noch vom Schrecken gekennzeichnet, den es empfand. Da schienen die Züge regelrecht zu zerfließen, und die hochstehenden, weißen, Härchen begannen heftig zu vibrieren.

Auch hörte ich Schreie.

Nicht sehr laut erreichten sie mich, eher ferner und als verwehende Rufe klingend.

Dann war es verschwunden und mit ihm die Wolke. Mein Kreuz hatte für klaren Tisch gesorgt.

Blieben noch drei Monstren.

Ich schaute mich um. Noch immer stand ich auf dem Sarg. Vielleicht hatten die anderen beobachtet, wie ihr Artgenosse vergangen war und hielten sich deshalb zurück. Nicht allein meinen Körper drehte ich, auch die Hand mit der Lampe.

Wie ein Messer schnitt der Strahl in die Dunkelheit, Ich konnte hinleuchten, wo ich wollte, die drei Monstren aus einem anderen Reich waren nicht zu sehen.

Maxis Ahnherren hatten sich zurückgezogen.

Ich sprang vom Sarkophag und dachte daran, daß manche Dämonen ähnlich wie Menschen reagierten. Sie zogen sich zurück, um auf eine günstige Gelegenheit zu warten oder neue Pläne zu schmieden.

Wahrscheinlich stellte mein Kreuz ein für sie unüberwindliches Hindernis dar.

Was immer sie auch vorhatten, es war ihnen gelungen, mich in eine gewisse Falle zu locken. Diese Familiengruft war für mich als Ausgangspunkt äußerst ungünstig. Ich kam mir hier vor wie ein Gefangener. Zwar konnte ich sie verlassen, nur war der Weg sehr schwierig, da ich die Leiter hochklettern mußte.

Das war nicht der normale Weg, eine Gruft zu verlassen. Es mußte

einen anderen Ausgang geben. Ich drehte mich von den fünf Sarkophagen weg und leuchtete an der Wand entlang, an der ich vor kurzem noch gestanden hatte.

Und da sah ich die Tür!

Sie war normal hoch, normal breit, nur unnatürlich dick, was mir überhaupt nicht gefiel. Zudem verschlossen. Vergeblich rüttelte ich an der Klinke, und aufbrechen konnte ich die Tür auch nicht. Es blieb mir nichts anders übrig, als wieder den beschwerlichen Weg über die Strickleiter zu nehmen.

Ich mußte einfach hier raus, denn ich dachte an Maxi und an ihren Ahnherrn, den untoten Henker. Bisher hatte er sie nur beschützt, als Leibwächter und angeblicher Cousin. Ich war mir allerdings sicher, daß er bald seine Maske fallen lassen würde. Das Schloß hatte ein Paradies für Dämonen werden sollen. Dies war nur nicht mehr gegeben. Ich betrachtete mich dabei als großer Störenfried.

Vom Boden aus mußte ich kräftig springen, um das untere Ende der Strickleiter zu erreichen. Mit einer Hand packte ich zu, hielt für einen Moment fest und zog mich mit einem Klimmzug in die Höhe.

Die Leiter schwankte, pendelte, auch ich machte die Bewegung mit und stieß mit den Füßen gegen einen der Särge. So richtig gut gefiel es mir nicht, die Gruft verlassen zu müssen, schließlich wußte ich noch drei dämonische Wesen in der Nähe, aber Maxi und der Henker waren im Augenblick wichtiger.

Als die Leiter sich einigermaßen beruhigt hatte, konnte ich sie hochklettern.

Mein Kreuz hatte ich mir umgehängt, die kleine Lampe zwischen die Zähne geklemmt, und auch das heftige Pendeln konnte ich nach einer gewissen Zeit ausgleichen.

So gelangte ich höher und tauchte auch durch die Deckenöffnung, wo sich der freie Raum über der Gruft befand. Noch zweimal mußte ich nachgreifen, dann hatte ich diese Etappe geschafft.

Im selben Augenblick tauchte der Schatten auf.

Er huschte von der Seite heran, ich sah noch das bleiche Gesicht des Henkers Conrad und das Schwert in seiner Hand.

Gleichzeitig erklang sein häßliches Lachen.

Er schlug zu.

Es gab nur eine Chance für mich.

Ich mußte mich fallen lassen!

***

Im Schloß war Ruhe eingekehrt.

Äußerlich jedenfalls. Innerlich, das heißt in den Herzen der Menschen nistete nach wie vor die Angst. Sie wußten, daß etwas Schreckliches passiert war und daß ein Mörder durch die düsteren

Gänge schlich. Ein unheimlicher Killer, der auf nichts Rücksicht nahm und mit einer furchtbaren Waffe tötete.

Die Gäste hockten in ihren Zimmern beisammen. Unruhig, die beiden Holborns. Ihnen paßte es überhaupt nicht, außer Gefecht gesetzt worden zu sein. Fred Holborn schritt auf und ab. Er hatte die Hände zu Fäusten geballt und murmelte hin und wieder einen saftigen Fluch.

Seine Schwester saß am Fenster. Sie schaute nach draußen, wo sich der Tag allmählich dem Ende zuneigte und die Schatten der Berge länger wurden.

»Es hat doch keinen Sinn, Fred!«

»Verdammt, warum kann ich denn nichts tun?«

»Du hast es dem Oberinspektor versprochen!«

Scharf drehte sich Holborn um. »Glaubst du denn im Ernst, daß er es schafft.«

»Man sollte ihm zumindest die Chance geben.«

»Die hat er, Kathy. Was ist nun, wenn er sich nicht nutzen kann?«

»Das ist sein Risiko. Schließlich hat er sich den Job ausgesucht.«

»Und wir sitzen in der Patsche.«

»Du siehst zu schwarz. Ich jedenfalls habe mir sehr eifrig Notizen gemacht. Ich glaube, das Buch wird spannender, als ich angenommen habe. Wir sollten es nur über ein Thema schreiben.«

»Meinst du?«

»Ja, gib acht…« Kathy berichtete ihrem Bruder, was sich sie vorgestellt hatte, und Fred horte sehr genau hin. So vergaßen die beiden ihre momentane Sorgen.

Andere reagierten völlig entgegengesetzt.

Die Walkers, zum Beispiel!

Nicht umsonst hatte Gladys nach Trinkbarem verlangt. Drei Flaschen Whisky hatte man ihr hingestellt. Eine war fast leer, und Gladys, die Blondine, besaß bereits den schiefen Blick, den ihr Mann überhaupt nicht mochte. Seine Frau hatte bereits das Stadium erreicht, wo Depressionen und Euphorie sich in einem raschen Wechsel ablösten.

Am liebsten hätte er sein Weib zum Teufel geschickt, das konnte er nicht, denn sie hatte das Geld mit in die Ehe gebracht, und ihr gehörten auch die Häuser, die guten Mietzins brachten. So hatten sich Sean Walker mit dem Schrecken ohne Ende abgefunden.

»Verrecken«, sagte Gladys plötzlich mit rauher alkoholbelegter Stimme. »Wir alle werden verrecken.«

»Ach, hör mit deinem Gejammer auf!«

»Gejammer? Das ist kein Gejammer.« Sie griff zur Flasche und schenkte ein. »Nein, ich jammere nicht. Ich stelle nur fest.« Mit schwerer Zunge sprach sie. »Hier läuft ein Killer nun! Nur ich weiß, daß ich es nicht bin.«

»Das sagen alle.«

»Du kannst es auch gewesen sein.«
»Traust du mir das zu?«
»Ja.« Sie hatte das Glas gehoben und schaute ihren Mann über den Rand hinweg an. »Ich traue dir alles zu, auch daß du mich umbringst. Wie du mich schon anschaust! Dein verdammter Blick, dieses Leuchten in den Pupillen, das deutet auf Mord hin. Hätte ich nicht das Geld, mein lieber Sean, hättest du mich längst zum Teufel geschickt.«
Sean schwieg.
Seine Frau lachte. »Jetzt hat es dir die Sprache verschlagen«, fuhr sie mit schwerer Stimme fort. »Einfach die Sprache verschlagen. Aber wenn du mich umbringst… ich habe für alles gesorgt, das kann ich dir sagen. Nichts wirst du kriegen, nichts!«
»Ich will auch nichts!«
Gladys begann kreischend zu lachen. »Das sagst du jetzt. Wenn es darauf ankommt, nimmst du alles.«
»Halt den Mund!«
Den hielt Gladys auch. Aber nur, weil sie wieder einen kräftigen Schluck Whisky nahm.
Im anderen Zimmer hockten die Lanes beieinander. Sie stritten sich nicht, sie sprachen kaum und wirkten wie zwei Stumme. Keiner von ihnen hatte das Essen angerührt, aber wenn sie sich anschauten, waren die Vorwürfe in den Blicken nicht zu übersehen. Da wies einer dem anderen die Schuld zu, obwohl es nicht ausgesprochen wurde.
Schließlich hielt Jim Lanes es nicht mehr aus und erhob sich. »Ich mache das nicht mehr lange mit«, erklärte er. »Das geht mir zu sehr an die Nerven. Das ist wie in einer Klapsmühle. Hier sitzt man und…«
»Wolltest du nicht das Mörder-Weekend?«
»Ja, das wollte ich. Von einer echten Leiche stand nichts im Prospekt.«
Er atmete tief durch. »Und der Killer läuft frei in diesem verfluchten Schloß herum.«
»Der Mann vom Yard wird ihn schon fangen.«
Lanes Lachen klang schrill. »Glaubst du an Wunder?«
»Nein. Ich habe Vertrauen zu ihm.«
»Er hat dir wohl gefallen, wie?«
»Jedenfalls zeigt er mehr Mut als du.«
»Das ist auch sein Job. Wenn ich dir nicht passe, kann ich ja gehen. Und zwar für immer.«
Ellen Lane winkte müde ab. Sie kannte ihren Mann. Es war ein kurzes Aufbegehren bei ihm gewesen, entstanden durch die neue Lage. Er würde sich ebenso rasch wieder beruhigen.
Das geschah tatsächlich. Lane nahm neben seiner Frau Platz und stierte zu Boden.
Minutenlang schwiegen sie, bis Ellen fragte: »Wo mag er jetzt wohl

sein?«
»Wer?«
»Der Mörder!«
»Weiß ich doch nicht.«
»Ob er schon vor unserer Tür lauert?«
»Unsinn.«
»Kannst ja mal nachsehen.«
»Nein.«
»Du hast Angst, nicht?«
»Quatsch.« Lane strich eine Haarsträhne zurück. »Aber was soll das? Der Polizist ist da, und er wird für seinen Job bezahlt.«
»Das ist typisch. Du überläßt alles nur anderen.«
»Fang nicht schon wieder an.«
»Entschuldige, aber ich hatte nur festgestellt.«
»Behalte es für dich, Ellen.«
Die Frau wollte plötzlich reden. Etwas, das nur selten passierte. Sie strich ihr Haar zurück und schaute ihrem Mann ins Gesicht. »Hast du einen Verdacht, Jim?«
»Ich war es nicht.«
Ellen hob die Schultern. »Ich komme wohl auch nicht als Mörderin in Betracht.«
»Was weiß ich.«
»Wir waren doch zusammen!« begehrte Ellen auf. Das geschah bei den beiden alles sehr zeitlupenhaft, nicht explosiv. Es hatte den Anschein, als würde sie die Hälfte ihrer Gefühle immer unterdrücken.
»Nicht immer.«
»Wie meinst du das?«
»Du bist doch aus dem Zimmer gegangen«, stellte Jim fest. »Das war ungefähr zu dem Zeitpunkt, als der Mord passierte.«
Ellen krampfte ihre Hände ineinander. Ein Zeichen, daß sie unter großer Anspannung stand. »Und das traust du mir wirklich zu?« fragte sie flüsternd.
Ihr Mann schwächte ab. »Im Normalfall nicht.«
»Aber?«
»Es sind andere Umstände, die wir hier vorgefunden haben. Dieses Schloß übt einen negativen Einfluß auf uns aus. Verstehst du das? Es ist das Andere, das mich stört. Etwas Unheimliches lauert hier und dringt auch ein in unsere Gehirne.«
»Willst du den Psychologen spielen?«
»In diesem Falle ja.«
Ellen winkte ab. »Ich kann dir nur sagen, daß ich es nicht wahr. Damit mußt du dich abfinden.«
Jim Lane hob die Schultern. »Wir werden sehen.«
»Das werden wir auch. Und ich will dir noch etwas sagen, mein

Lieber. Ich war draußen, das stimmt, und da habe ich jemand gesehen.«
»Den Mörder?« fragte Jim spöttisch.
»Vielleicht.«
»Wer war es denn?«
»Eine große dunkle Gestalt.«
Jim lachte leise. »Wie im Märchen, wie?«
»Nein. Diese Figur oder Gestalt, die ich gesehen habe, gibt es tatsächlich. Es war nämlich der Diener oder Butler.«
»Möglich.«
»Nicht nur möglich. Es stimmt.«
Damit versickerte das Gespräch. Die beiden schwiegen sich an.
Obwohl die Wände dick waren und die Räume zwischen den Zimmern ziemlich groß, hörten sie hin und wieder das schrille Lachen der betrunkenen Gladys Walker. Jim dachte daran, daß es vielleicht am besten war, sich einen auf die Lampe zu gießen. So konnte man den ganzen Mist hier vergessen.
Er traute sich nicht. Lane hockte da und starrte zu Boden. Seine Frau tat es ihm nach, und beide hatten wohl die gleichen Gedankengänge. Bis sie plötzlich aufschreckten.
Sie hatten ein Geräusch gehört.
Schritte.
Draußen auf dem Flur waren sie aufgeklungen.
War das der Oberinspektor?
Gebannt schauten die Lanes zur Tür und hörten, wie sich die Schritte ihrem Zimmer näherten.
Jim wollte aufstehen, doch seine Frau hielt ihn zurück. »Nein, nicht jetzt!« hauchte sie. »Das ist er, das ist der Mörder. Ich weiß es genau.«
Sie starrte ihren Mann an. »Der Killer ist unterwegs.«
So blieb Jim Lane sitzen.
Auch die anderen beiden Paare hatten die Schritte vernommen. Kathy Holborn, die bisher geschrieben hatte, ließ ihren Blick sinken und starrte auf die Tür.
»Da schleicht jemand herum«, sagte Fred mit leiser Stimme.
»Das muß er sein.«
»Du meinst den Killer?«
»Ja.«
»Ich schaue nach.«
»Bitte nein!« Kathy sprang aus dem Sessel und war schneller bei ihrem Bruder, als dieser an der Tür. Sie hielt Fred am Arm fest. »Laß es! Bleib hier im Zimmer.«
»Aber wir könnten doch…«
»Nichts könnten wir - gar nichts.«
Die beschwörenden Worte hatten Fred Holborn halbwegs überzeugt.

»Okay«, sagte er, »aber gern mache ich es nicht.«
»Das brauchst du auch nicht.«
Nebenan saßen die Walkers. Auch sie hatten die Schritte gehört. Trotz ihres Zustandes reagierte die Frau erstaunlich klar. Vielleicht hatte sie auch einen lichten Moment. Sie stand so hastig auf, daß sie ihr Glas umwarf. Der Whisky floß auf den Tisch.
Vor dem Sessel blieb sie leicht schwankend stehen. Ihr glasiger Blick pendelte sich auf die Tür ein. »Das ist er«, sagte sie mit schwerer Zunge, »das ist der verfluchte Killer. Ich spüre es.«
»Und wenn schon.«
Gladys lachte rauh, strich durch ihr Haar und wandte ihrem Mann das Gesicht zu, in dem das Make-up ausgelaufen war. »Ich werde nachschauen, Alter. Ich bin nicht so feige wie du, hast du verstanden? Ich schaue genau nach.«
»Mach doch, was zu willst.«
»Du läßt mich wirklich gehen?«
»Klar.«
Sie lachte aus tiefer Kehle. »Dann willst du wohl, daß ich gekillt werde, wie?«
»Du bist doch erwachsen, Gladys. Ich kann dir keinen Wunsch abschlagen.« Sean Walker lächelte falsch.
»Du Arsch!« sagte die Betrunkene voller Überzeugung und machte sich auf den Weg.
Sean schaute ihr zu. Er hockte im Sessel und hatte die Beine weit ausgestreckt. Sollte sie doch zusehen, wie sie mit ihren Problemen fertig wurde. Er glaubte nicht daran, daß der Killer durch den Gang schlich.
Das war bestimmt einer der anderen Gäste. Und wenn sich seine Frau unbedingt blamieren wollte, bitte sehr, es war nicht sein Bier.
Gladys hatte die Tür erreicht. Noch zögerte sie, die Klinke nach unten zu drücken, drehte sich schwerfällig um, stützte sich dabei an der Tür ab und beschimpfte ihren Mann als Feigling.
Der hob nur die Schultern.
Gladys öffnete. Vom Gang her wehte es kühl in das Zimmer. Sean Walker setzte sich steifer hin. Die Augen hatte er leicht verengt. Auch ihn hielt die Spannung umfaßt.
Da die Tür wieder zuschwang, konnte er nicht sehen, was draußen passierte.
Er hörte einen kieksenden Laut, den seine Frau ausgestoßen hatte und einige gestammelte Worte. »Sie sind es…«
Dann der dumpfe Schlag.
Sean Walker verzog das Gesicht. Plötzlich spürte er überall am Körper den Schweiß. Im nächsten Augenblick fiel von außen her ein schwerer Gegenstand vor die Tür, drückte sie nach innen, und dann

torkelte eine Gestalt über die Schwelle.
Gladys Walker!
Blutüberströmt war ihr Gesicht. Sie hatte die Hände halb erhoben. Aus der Wunde am Kopf rann immer mehr Blut nach. Daß sie sich auf den Beinen hielt, grenzte an ein Wunder.
Sie tat sogar noch zwei Schritte in das Zimmer hinein, bis ihre Knie nachgaben und sie bäuchlings auf den Boden schlug.
Als Tote blieb sie liegen.
Die Tür wurde von außen wieder geschlossen. Dann entfernten sich die Schritte.
Im Sessel hockte Sean Walker und war stumm vor Entsetzen!

***

Zuletzt hatte ich noch das Blitzen der Schwertklinge gesehen. Sie war in Kopfhöhe geschlagen worden und hätte mir den Schädel von den Schultern gewuchtet, wenn ich mich nicht einfach in die Tiefe fallen gelassen hätte.
So verfehlte sie mich, ich spürte noch den Luftzug, und über mir wurde die Leiter gekappt.
Dann prallte ich auf den harten Boden!
Ich war aus einer ziemlichen Höhe gefallen und der Aufprall schoß bis hoch in mein Gehirn. Für einen Moment hatte ich das Gefühl, als würde mir die Schädeldecke wegfliegen, zudem tat mir mein Kinn noch weh, und ich kippte nach hinten.
Um mit dem Hinterkopf nicht voll aufzuschlagen, duckte ich mich zusammen und rollte mich über die linke Schulter ab. Auf halbem Wege prallte ich gegen einen Sarkophag, der meine Bewegung stoppte.
Conrad hatte es genau richtig gemacht und zunächst abgewartet, ob es die Dämonen schafften, mich zu besiegen.
Nun kam er selbst.
Und wie er kam!
Ich sah ihn als schnell aus der Höhe fallenden Schatten, hörte seinen Aufprall und vernahm auch die röhrenden Laute, die wohl ein Lachen sein sollten.
Mir blieb so etwas im Hals stecken, denn Conrad würde alles daransetzen, um ich umzubringen.
Ich kam wieder auf die Füße. Allerdings war meine Standfestigkeit nicht besonders, ein paar Schritte ging ich gebückt und torkelnd voran, bis ich einen zweiten Sarg erreichte und über dessen Platte fiel.
Für einen Moment blieb ich in der Haltung liegen.
Conrad hatte sich aufgerichtet.
Bei meinem Aufprall war mir natürlich die kleine Lampe aus dem Mund gerutscht. Sie lag am Boden, und zwar so, daß ihr schwacher

Schein auch den Henker erreichte.
Für eine Sekunde stand sein Bild deutlich vor meinen Augen. Er hatte sich tatsächlich mit einem Schwert bewaffnet. Von diesen alten Waffen gab es genügend im Schloß, und er hielt das Schwert mit der relativ kurzen Klinge in der rechten Hand.
Mehr sah ich nicht, denn mit einem gleitenden Schritt verschwand Conrad aus dem Schein der Lampe. Ich sah noch, daß er irgendwo vor mir zwischen die Särge tauchte und hörte sein Lachen.
Ab jetzt begann ein Nervenspiel!
Er war mit dem Schwert bewaffnet.
Ich trug mein Kreuz bei mir und auch die Beretta.
Konnte ich ihn mit einer Silberkugel stoppen?
Darauf hoffte ich und auch auf die starke Sarkophagwand, die mir als Deckung diente.
Vielleicht gelang es mir, den anderen aus der Reserve zu locken. Mal sehen, wie er reagierte, wenn ich ihn ansprach.
»He, Killer!« sagte ich flüsternd.
Conrad rührte sich nicht.
»Bist du taub?«
Ich bekam eine Antwort. »Was willst du?« Die Stimme klang dumpf und gleichzeitig so unnatürlich. Wahrscheinlich hatte er die Hände als Trichter gegen den Mund gelegt, deshalb wurde der Ton so verzerrt.
»Mit dir sprechen.«
»Hast du Angst?«
»Gut geht es mir nicht.«
»Das kann ich mir vorstellen. Ich werde dich holen, Bastard. Ich bekomme dich noch, verlaß dich drauf. Mit mir hast du es nicht so leicht. Ich räumte dich aus dem Weg.«
»Wie du auch die anderen aus dem Weg geräumt hast, wie?«
Er lachte nur. Dieses Lachen als Antwort paßte mir überhaupt nicht, denn ich wollte Klarheit. Zudem hatte ich große Angst um die Menschen im Schloß. »Hast du sie getötet?« fragte ich ihn. »Rede! Wer von ihnen lebt noch, du Killer.«
»Das werde ich dir nicht sagen.«
»Du hast es nicht geschafft, wie?«
»Keine Antwort.«
Verdammt, der ließ mich schmoren. Normalerweise hätte ich mich auf den Nervenkrieg eingelassen, doch was jetzt geschah, ging mir gegen den Strich. Es verfloß einfach zuviel Zeit. Ich mußte mich höllisch beeilen, wenn ich oben noch Menschenleben retten wollte, falls dies möglich war.
»Und Maxi?« fragte ich. »Hast du sie auch getötet?«
Ebenso hätte ich gegen eine Wand sprechen können, denn er gab mir keine Erwiderung.

Meine Stellung hatte ich ein wenig verändert und den Oberkörper hochgeschoben, so daß ich über den Sargdeckel hinwegschauen konnte.

Meinen Gegner sah ich nicht, nur die Umrisse der restlichen Sarkophage. Der Strahl meiner kleinen Lampe traf eine Wand, wo er einen Kreis hinmalte.

Kein Atmen war zu hören. Das brauchte Conrad wohl nicht, obwohl er geatmet hatte, das wußte ich von unseren früheren Begegnungen.

Ich suchte meine Taschen ab, weil ich einen Gegenstand finden wollte, mit dem ich ihn vielleicht locken konnte.

Das Einwegfeuerzeug geriet zwischen meine Finger. Für einen Moment balancierte ich es noch, dann warf ich es nach rechts weg, in die Dunkelheit hinein und in Richtung Wand.

Es prallte auf.

Genau achtete ich auf das Geräusch und lauerte auch auf eine Reaktion meines Gegners.

Sie erfolgte nicht.

Wieder war ich um eine Erfahrung reicher. Mit diesen Tricks konnte ich ihn also nicht locken.

Was bewog ihn dann, die Stellung zu wechseln?

Dort, wo der schmale Lichtstreifen nicht hinstach, lag die Dunkelheit dick wie schwarze Tinte.

Wahrscheinlich konnte der andere ebenso wenig im Dunkeln sehen wie ich, deshalb dieses Belauern.

Zur Wand wollte ich nicht gehen, sondern in die entgegengesetzte Richtung. Ich mußte zur Lampe, sie anheben und zwischen die Sarkophage leuchten.

Sehr vorsichtig und so leise wie möglich drehte ich mich auf der Stelle. Dabei war leider nicht zu vermeiden, daß die Kleidung gegeneinanderschabte, und ich preßte für einen Moment die Lippen zusammen.

Hatte der andere mich gehört?

Nein, er blieb ruhig. Wenigstens vernahm ich aus seiner Richtung keinerlei Geräusche.

Ich blieb in der Hocke und legte in den folgenden Sekunden meinen Weg auf Händen und Füßen zurück. Wobei ich in einer Hand die Beretta hielt und mich dort nur immer mit dem Ballen aufstützte.

Betrachtete ich die Lampe von meiner Position aus, lag sie ziemlich günstig, denn ihr Strahl wies genau in die entgegengesetzte Richtung.

Ich kam also von hinten an sie heran.

Meine Bewegungen waren zu einem behutsamen Gleiten geworden.

Bevor ich mich der Lampe weiter näherte, zögerte ich einen Moment und lauschte in die Finsternis.

Wohl fühlte ich mich nicht. Wenn sich Conrad ebenso lautlos

bewegen konnte wie ich, war es durchaus möglich, daß er plötzlich in meinem Rücken erschien und zuschlug.

Wenn ich daran dachte, sträubten sich mir schon jetzt die Haare.

Wider Erwarten lief alles gut. Allmählich bekam ich das Gefühl, von meinem Gegner nur mehr zurückgehalten zu werden. Er wollte mich noch nicht angreifen, später vielleicht, wenn ich den Nervenkrieg verloren hatte, aber jetzt lauerte er.

Die Strickleiter hatte er gekappt, die Tür war verschlossen, die Chancen lagen auf seiner Seite.

Aber er hatte die Rechnung ohne den Wirt gemacht.

Die Hälfte der Distanz hatte ich mittlerweile gefahrlos überwunden.

Ich fühlte mich besser, verfiel dennoch nicht in Euphorie, sondern blieb so vorsichtig wie zu Beginn.

Nur an das Schaben der Kleidung hatte ich mich nicht gewöhnen können. Ich dachte wieder daran, ihn abzulenken, fand in einer Tasche einige Geldstücke und schleuderte sie in die Finsternis hinein. Als sie auf den Steinboden klimperten, nutzte ich das Geräusch für meine Zwecke aus und bewegte mich schneller.

Rechts sah ich die Schatten der Sarkophage. Nur mehr eine gute Armlänge von mir entfernt, befand sich der Lampengriff.

Ein kleines Lächeln zuckte über meine Mundwinkel. Ich war fest davon überzeugt, auch noch den Rest zu schaffen. Fast ein Kinderspiel.

Da stoppte mich die Stimme.

»Du wirst keine Chance haben. Auch nicht mit deinen Tricks!«

Diesmal gab ich keine Antwort. Ich hatte mich stark konzentriert und festgestellt, daß die Stimme nicht einmal weit von mir entfernt aufgeklungen war.

In den Räumen zwischen den Särgen. Leider wußte ich nicht, in welchen, und so mußte ich weiterhin raten.

Ich blieb auf den Knien, beugte den Oberkörper ein wenig nach vorn und streckte den linken Arm aus. Die tastenden Finger glitten zuerst über den Boden und berührten mit den Kuppen die kleine Lampe.

Eine Sekunde zögerte ich, griff ein wenig fester zu und hielt den Atem an. Mein Gegner würde merken, wenn ich die Leuchte anhob, dann veränderte sich der Lichtstrahl.

Es kam darauf an, wer von uns beiden der Schnellere war. Ich hatte den Vorteil der Überraschung auf meiner Seite, wußte allerdings nicht, wo der andere sich verborgen hielt, so daß Conrad meinen Vorteil wieder ausgleichen konnte.

Fünfzig zu Fünfzig standen die Chancen!

Ich verlagerte mein Gesicht und hatte Mühe, ein Zittern der linken Hand zu vermeiden, was sich sofort auf den Strahl übertragen hätte.

Auch Conrad war es wohl allmählich zu viel. Ich hörte ein

schleifendes Geräusch.

Er hatte sich bewegt!

Und ich bewegte mich auch. Blitzschnell riß ich die Lampe hoch, drehte mich mit ihr und der Beretta und leuchtete zwischen die Särge.

Da sah ich ihn.

Im selben Augenblick schoß er in die Höhe. Ich hatte unwahrscheinliches Glück gehabt, ihn überhaupt zu treffen. Der Lampenstrahl stach haargenau in seine bleiche Fratze, leuchtete sie aus, ich sah seine widerlichen Augen, den offenen Mund und das Kurzschwert in seiner rechten Hand.

Sofort schwang er den Arm nach hinten. Der Beginn einer Bewegung, um die Waffe auf mich zu schleudern.

Ich drückte ab.

Mündungsflamme und Licht vereinigten sich. Die peitschende Schußdetonation rollte durch die kahle Gruft, warf mehrere Echos, und ich sah ihn zusammenzucken.

Selbst war ich nicht fähig, mich von der Stelle zu bewegen. Hätte er das Schwert jetzt geschleudert, ich hätte wohl kaum die Kraft gehabt, der Waffe auszuweichen.

Er schleuderte sie nicht.

Statt dessen ging er einen Schritt nach hinten, begann zu zittern und bekam wacklige Knie, die sein Gewicht nicht mehr halten konnten. Er sackte in die Tiefe.

Gleichzeitig breitete er die Arme aus, winkelte sie an und schaffte es, sich auf den beiden Sarkophagdeckeln rechts und links abzustützen. In dieser Haltung blieb er auch.

Das Schwert lag ebenfalls auf einem Deckel, und ich leuchtete Conrad an.

Wir standen uns gegenüber. Ich hatte ihn mit der geweihten Silberkugel erwischt und sah mich schon als Sieger.

Conrad gab nicht auf.

Der Mann, der wie Christopher Lee in dessen Dracula-Tagen aussah, sammelte noch einmal seine Kräfte und schaffte es tatsächlich, die Knie wieder durchzudrücken.

Er kam hoch!

Irgendwie brachte ich es nicht fertig, noch einmal auf ihn zu schießen, blieb stehen und schaute zu.

Zuerst verlor er das Schwert.

Seine Hände waren kraftlos geworden. Die schwere Waffe konnte er nicht mehr halten, sie klirrte zu Boden. Mit der Spitze zuerst kam sie auf und fiel mir entgegen. Fast wäre der Griff noch auf meine Fußspitzen gefallen, so dicht vor mir blieb es liegen.

Conrad kämpfte!

Er wollte nicht sterben. Bisher war es lautlos geschehen. Nun öffnete

er den Mund, so weit es ging. Er keuchte, stöhnte und sackte wieder tiefer.

Noch konnte er sich halten, aber ich sah, daß es ihm von Sekunde zu Sekunde schlechter ging.

Gnadenlos leuchtete der schmale Lampenstrahl in seinem Gesicht, das sich allmählich verfärbte. Die einst so bleiche Haut bekam Risse, aus der eine gelbliche Flüssigkeit tropfte. Auch die Augen wurden vorgedrückt, dann sackte der Kopf nach vorn und schlug, mit dem Gesicht zuerst, zu Boden. Bewegungslos blieb er liegen.

Ich war sicher, daß ich Conrad nicht mehr zu fürchten brauchte. Ihn gab es nicht mehr.

Ich mußte aus dieser verdammten Gruft entkommen.

Conrad hatte sie auf demselben Wege betreten wie ich. Aber würde er es jedesmal wenn er der Gruft einen Besuch abstattete, auf diese Art und Weise versuchen?

Das wollte ich einfach nicht glauben, deshalb bückte ich mich und begann, seine Taschen zu untersuchen.

Der Prozeß der Auflösung war noch im vollen Gange. Wenn ich meine Hand gegen seinen Körper drückte, spürte ich kaum Widerstand, so weich war die Haut inzwischen geworden.

In der Hosentasche fand ich, was ich gesucht hatte: einen Schlüssel. Er war ziemlich lang und besaß noch einen einfachen Bart. Ich nahm die kleine Lampe wieder an mich und bewegte mich auf die Tür zu.

Unterwegs sammelte ich auch das Feuerzeug und die paar Münzen ein.

Beides ließ ich verschwinden.

An der Tür probierte ich den Schlüssel aus.

Er paßte nicht nur, er ließ sich auch bewegen, denn das innere Schloß war gut geölt worden. Glatt und sicher konnte ich den Schlüssel umdrehen und auch die Tür öffnen. Sie schabte nicht nur über den Boden, auch die Angeln protestierten. Es machte mir nichts.

Ein muffig und modrig riechender Gang nahm mich auf. Sehr bald sah ich eine Treppe, die nach oben in die normale Welt führte. Ich hatte es sehr eilig, nahm die Stufen mit mehreren Sprüngen und stand wenig später in dem menschenleeren Rittersaal.

Das kalte Büfett wirkte ein wenig deplaziert. Die Speisen standen dort und vergammelten. Von den Gästen würde wohl keiner mehr Appetit darauf haben.

Ein paar Flaschen sah ich ebenfalls, auch Gläser. Ich spürte den Durst, beherrschte mich, denn andere Dinge waren wichtiger.

Wenn man so viel mit finsteren Mächten und Dämonen zu tun gehabt hatte wie ich, dann fühlt man oft, wenn etwas nicht stimmt. Man bekommt einen gewissen Sinn für Strömungen und Atmosphären. Bei mir war dieser Fall eingetreten, und mein innerer Alarmwecker schlug

an, als ich, vom Rittersaal kommend, die Schloßhalle betrat.

Niemand hielt sich dort auf.

Bis auf den toten Ed Selby, der noch immer abgedeckt vor dem Kamin lag. Und dort spürte ich, daß sich etwas verändert hatte. Es war für mich nicht zu erklären, nicht zu fassen. Vielleicht lag es an der ungewöhnlichen Stille, denn auch von oben her, wo die Zimmer der Gäste lagen, vernahm ich keine Geräusche.

Und keine Spur von Maxi Mandix!

Sollte Conrad seine blutigen Taten schon hinter sich gehabt haben?

War ich vielleicht der einzige Überlebende in dem Schreckensschloß?

Der Gedanke daran trieb mir den Schweiß auf die Stirn. Ich ging längst nicht mehr so schnell wie zu Beginn und streifte mir auch die Kette wieder über den Kopf. Das Kreuz wollte ich griffbereit haben.

Es gab eine Gefahr, da war ich mir sicher. Und sie lauerte irgendwo im Unsichtbaren.

Aber wo?

Die Lösung lag eigentlich auf der Hand, denn ich dachte wieder an die drei noch übriggebliebenen Dämonenwesen. Sie würden bestimmt nicht aufgeben.

Kaum hatte sich der Gedanke in meinem Kopf festgesetzt, als ich ihn als eine Initialzündung ansehen konnte, denn plötzlich erschienen die drei.

An verschiedenen Stellen der Halle entstanden aus dem Nichts die bläulichen Nebelwolken, und zur selben Zeit materialisierten sich die Dämonen.

Eingekreist hatten sie mich. In ihrer ganzen Scheußlichkeit sah ich sie vor mir. Die Ahnen einer längst vergessenen Zeit und gleichzeitig die Werkzeuge der Hölle.

Sie taten mir nichts, denn sie warteten. Auch als ich weiterging, dachten sie nicht daran, mich zu stoppen.

Aber sie sprachen.

Flüsternde, wispernde Stimmen erreichten meine Ohren, und es war praktisch ein Abschied, den sie mir auf ihre Art und Weise sangen. »Wir ziehen uns aus dem Paradies zurück, Fremder. Es ist nichts mehr für uns. Weg aus dem Paradies der Dämonen. Das Schloß es ist…« Ich hörte ein Lachen, sah wieder die Nebelwolken, dann waren die Gestalten verschwunden.

Sie hatten mich reingelegt. Ich machte mir Vorwürfe, sie nicht angegangen zu sein, aber was nutzte es, sie hatten sich freiwillig in ihre Jenseitswelt zurückgezogen. Da konnten sie meinetwegen bleiben. Ich war gekommen, um nach den Folgen zu schauen, die ein grauenvoller Mörder hinterlassen hatte.

Deshalb ging ich auf die Treppe zu.

Jeder Schritt bedeutete für mich einen seelischen Schmerz, da ich auf

das Schlimmste gefaßt war. Der Henker hatte mit Schwert und Axt gearbeitet. Wenn ich mir vorstellte, wie wehrlos die Menschen ihm ausgeliefert waren, hätte ich fast durchgedreht.

Und so schritt ich auf die Treppe zu. Voll trüber Gedanken, die einfach nicht weichen wollten.

In der Luft lag noch ein Hauch des Parfüms, das eine gewisse Mrs. Walker benutzt hatte. Es war schon seltsam, daß ich noch solche Eindrücke wahrnahm, obwohl ich unter einer so starken innerlichen Spannung stand.

Noch wenige Yards bis zur Treppe. Ich setzte meine Schritte leise.

Vielleicht aus dem Respekt vor den Toten.

Da hörte ich etwas.

Auch Schritte!

Und zwar oben vom Gang her.

Augenblicklich blieb ich stehen. Es rieselte über meinen Rücken. Den Atem hatte ich angehalten und dachte darüber nach, wer diese Person wohl sein konnte?

Conrad nicht mehr.

Einer der Gäste!

Die Schritte wurden lauter. Ihre etwas dumpfen Laute unterbrachen meine Gedanken.

Ich ging so weit vor, bis ich am Fuß der Treppe stand und dicht vor der ersten Stufe stehenblieb. Die Beretta hatte ich wieder weggesteckt.

Das Kreuz ebenso. Ohne eine Waffe zu halten, stand ich da und schaute die breiten Stufen hoch.

Lauter wurden die Tritte.

Leider brannte am Ende der Treppe zu wenig Licht. Ich konnte kaum etwas erkennen, weil der Absatz und der Eingang des Gangs in der Düsternis verschwammen.

Es kam jemand.

Ich sah die Umrisse. Da schien sich die Dunkelheit plötzlich zu bewegen, etwas kristallisierte sich hervor, und im nächsten Augenblick sah ich die Person, die vor der obersten Stufe stehenblieb.

Meine Augen wurden groß, denn in diesem Moment brach praktisch eine Welt für mich zusammen.

Ich sah das Beil, das die Person in der Hand hielt und glaubte, etwas von der Klinge tropfen zu sehen.

»Ich grüße dich, John Sinclair!«

Kalt und höhnisch klang die Stimme. Und gesprochen hatte diejenige, die mich eingeladen hatte.

Maxi Mandix!

Sie also war der Killer!

Nicht Conrad, wie ich angenommen hatte. Er war nur ein Diener, ein wirklicher Leibwächter gewesen, aber kein Macher oder Täter.

Nein, Maxi Mandix!

Schon oft im Leben war ich von gewissen Vorgängen überrascht worden. Dieser hier gehörte zu den stärksten. Das war fast wie damals, als ich entdeckt hatte, daß sich unter der Kapuze des Schwarzen Henkers Jane Collins verbarg.[1]

So ähnlich fühlte ich mich hier.

»Überrascht, John?« fragte sie.

»Das kann man wohl sagen!« Bei dieser Antwort erkannte ich meine eigene Stimme kaum wieder.

Maxi lachte leise. »Ich kann mir vorstellen, daß dir so etwas quergeht. Aber du mußt dich mit den Tatsachen abfinden, Geisterjäger. Tut mir leid für dich.«

Ich nickte und wollte den Kopf schütteln. So durcheinander war ich selten gewesen. Dann breitete ich die Arme aus. Fast hilflos wirkte die Geste und ein kaum zu verstehendes »Warum?« drang über meine Lippen.

Sie hatte mich trotzdem verstanden, »Warum? Es ist ganz einfach. Man hat mich umgedreht.«

»Wer?«

»Conrad.«

Ich hob die Schultern.

Maxi sagte: »Entweder kannst oder willst du mich nicht verstehen. Aber gut, ich erkläre es dir. Als ich dir den Brief schrieb, steckte ich noch voller Angst. Ich wußte, daß mein Interesse an dämonischen Vorgängen auf eine gewisse Art und Weise erblich bedingt war. Ich wußte auch, daß ich an der Reihe war. In jedem Jahrhundert hat es in unserem Stammbaum einen Bösen gegeben, der es nicht schaffte, den Mächten der Finsternis zu trotzen. Wenn ich Conrad hinzuzähle, hatte es bisher nur Männer erwischt. Das änderte sich. Anscheinend gibt es auch im Reich der Dämonen so etwas wie Emanzipation, und ich gehorchte den Befehlen meines Blutes. Es kam nicht von ungefähr, daß ich mich plötzlich für schwarzmagische Dinge interessierte, es war einfach da. Zuerst kämpfte ich dagegen an. Sogar so stark, daß ich dir einen Brief schrieb und damit eigentlich meinen größten Feind in das Haus holte. Mich erwischte es endgültig, als der Brief schon abgeschickt war. Ich kam in die Gruft, um festzustellen, ob die Särge tatsächlich leer waren. Es stimmte. Meine Ahnen hatten ihre letzten Ruhestätten verlassen. Nur einen traf ich dort an. Conrad. Meinen angeblichen Cousin. Er hatte das Beil, war stärker als ich, und er sagte mir glashart, daß ich als Mensch nicht mehr weiterleben würde. Dieses sei eine beschlossene Sache. Ich konnte mich dagegen auch nicht wehren, und so starb ich unter einem Axthieb. Als Mensch, wohlgemerkt, doch das alte Erbe ließ mich nicht im Stich. Ich kehrte noch in derselben Nacht zurück. Jetzt bin ich ungefähr das, was

Conrad ist. Eine Wiedergängerin, eine Untote. Der Ruf des Blutes war stärker, Geisterjäger.«

Ich hatte verstanden und auch begriffen. Maxi und ich waren zu Todfeinden geworden. »Eines scheint für dich neu zu sein«, sagte ich nach einem schweren Atemzug.

»Was?«

»Conrad gibt es nicht mehr.«

Ich sah, wie sie zusammenzuckte und sich ihre Hände kräftiger um den Stiel der Axt klammerten.

»Ja, ich tötete ihn. Wir kämpften unten in der Gruft. Ich mußte mich wehren, sonst hatte er mich umgebracht. Du siehst also, es lief nicht alles so glatt.«

»Noch bin ich da!« schrie sie mir entgegen.

»Sicher, Maxi, sicher. Nur darfst du nicht glauben, daß ich Rücksicht kennen werde. Wie viele Menschen hast du getötet? Sag es! Rück mit der Sprache heraus! Los, wie viele waren es?«

Sie schmetterte mir ein schrilles Lachen entgegen. »Schau doch selbst nach, Geisterjäger!«

»Natürlich, Maxi, das werde ich auch!« Ohne mich von ihr beeindrucken zu lassen, schritt ich die Treppe hoch. Ich hielt mich in der Mitte der Stufen, schaute Maxi an und wich keinen Zoll, auch nicht, als sie ihre linke freie Hand hob.

Im nächsten Moment bewies sie mir, was sie mit dieser Bewegung bezweckte. Ihre fünf Finger krallten sie in das schwarze Haar und riß es von ihrem Kopf.

Maxi hatte eine Perücke getragen. »Da siehst du mich!« schrie sie und schleuderte mir die schwarze Perücke entgegen. Sie klatschte vor meinen Bauch. Fiel auf eine Stufe über mir und blieb so liegen, daß ich hineinschauen konnte.

Von innen war sie blutig.

Es war nur ein kurzer Blick, denn ich durfte Maxi Mandix nicht aus den Augen lassen.

Sofort danach schaute ich wieder hoch und sah sie noch immer an derselben Stelle stehen. Nur hatte sie den Kopf ein wenig gesenkt, so daß ich auf die Schädelplatte sehen konnte.

Dort befand sich die Wunde, die vom Beil des Henkers stammte, das jetzt sie in der Hand hielt.

»Siehst du es?« schrie sie. »Kannst du den Beweis erkennen, Geisterjäger? Ich habe dich nicht angelogen. Nein, ich sprach die Wahrheit. Auf dem Kopf hat mich die Axt getroffen. Und jetzt lebe ich Geisterjäger! Ja, ich lebe!« Wieder schmetterte sie mir ihr Lachen entgegen.

Ich hatte keinen Grund zu lachen. Mein Gesicht blieb ernst und unbewegt. Stumm ging ich weiter, holte aber aus einer Tasche

sicherheitshalber das Kreuz hervor.

Maxi stand vor der obersten Treppe. Sie hatte ihre Haltung ein wenig verändert. Breitbeinig und die Axt schräg vor ihren Körper haltend, erwartete sie mich.

Scheußlich sah sie aus. Das Blut in ihren blonden Haaren war eingetrocknet, ihr Gesicht eine einzige Fratze.

Ich streckte den linken Arm aus. Es war eine entgegenkommende Geste. »Gib auf, Maxi!«

»Neeiiinnn!« Ihre Antwort schrillte mir entgegen, und ich ging weiter.

»Es hat keinen Sinn, ich bekomme dich!«

Da hob sie das Beil. »Den Schädel!« schrie sie. »Den Schädel werde ich dir einschlagen, John Sinclair, und für dich gibt es kein Zurück und auch keine Wiederkehr, das schwöre ich dir!«

Genau jetzt war der Zeitpunkt gekommen, mich zu wehren. Ich zeigte ihr mein Kreuz.

Blitzschnell hatte ich den rechten Arm angehoben, das Kreuz schaute aus meiner Faust. Ruhig sprach ich den nächsten Satz. »Versuche es, Maxi, versuche es!«

Sie zitterte, sie zögerte. Sie zeigte an ihrer Schneide noch dunkle Blutspuren.

Das Kreuz gab mir Kraft. Ich spürte sein Pulsieren, ich merkte, wie es anfing zu strahlen, und wie die Kräfte der Maxi Mandix allmählich nachließen.

Sie schaffte es nicht mehr, das Beil in meine Richtung zu schleudern.

Statt dessen ging sie zurück.

Wacklig in den Knien, fast torkelnd. Sie entschwand meinem Blickfeld und tauchte ein in die Düsternis des Ganges. Ich hörte sie reden, keuchen und wild fluchen.

Unbeirrt ging ich weiter. Es war ein verdammt schwerer Weg, denn mit einer solchen Lösung oder Wende des Falles hätte ich nie gerechnet.

Jeden hatte ich in Verdacht gehabt, der grausame Mörder zu sein, nur eben Maxi Mandix nicht.

Durch ihr Zurückweichen war sie dem unmittelbaren Bann des Kreuzes entgangen. Sicherlich lauerte sie tiefer im Gang, um das Beil schleudern zu können, wenn sie mich sah.

Ich konnte mir genau vorstellen, wie es sein würde. Zuerst sah sie meine Haare, dann das Gesicht, und sie würde die Waffe werfen.

Dem beugte ich vor, so gut es ging, denn ich verließ die Stufenmitte und hielt mich an der rechten Außenkante.

Jetzt lagen noch fünf Stufen vor mir!

Bald nur noch vier, dann drei, zwei…

Ein Schrei.

»Stirb, du Hund!«

Maxi Mandix hatte geschrien. Im selben Augenblick fiel ich in die Knie, und etwas wirbelte über meinen Kopf hinweg. Wäre ich stehengeblieben, hätte sie mich vielleicht getroffen, so aber fehlte das wuchtig geschleuderte Mörderbeil und prallte irgendwo in der Halle mit einem dumpfen Schlag gegen die Wand.

Maxi hatte ihre Waffe verloren.

Plötzlich wurde ich schnell, sprang, stand im Gang und schaute ihn entlang.

Ich sah sie.

Etwa bis zur Hälfte hatte sie sich zurückgezogen. Dort war sie stehengeblieben und streckte ihre Arme mit den gespreizten Händen weit vor. Dadurch verdeckte sie auch ihr verzerrtes Gesicht, und sie brüllte mir schreckliche Worte entgegen.

Sie sprach vom Teufel, von der Hölle, von Flüchen der Verdammnis und warf sich zu Boden.

Ich ging Schritt für Schritt auf sie zu, das Kreuz hielt ich in der rechten Hand.

Einen halben Schritt vor ihr blieb ich stehen. »Es ist aus, Maxi!« sagte ich.

»Nein, ich…«

»Tut mir nicht einmal leid!« Dann berührte sie das Kreuz!

Maxi Mandix zuckte zusammen. Sie zog die Beine an, und plötzlich war das Feuer da.

Magisches Feuer, das die Kräfte der Hölle vernichtete und auch die Hülle, die einmal eine lebenslustige junge Person gewesen war und auf den Namen Maxi Mandix gehört hatte.

Der Jetset würde von nun an auf sie verzichten müssen…

***

Ich hockte neben dem, was einmal ein menschlicher Körper gewesen war und merkte nicht, was um mich herum vorging. Türen öffneten sich, und Menschen betraten den Gang.

Sie kamen zu mir, umstanden mich, und ich wurde erst aufmerksam, als jemand auf meine Schulter tippte.

Es war Fred Holborn.

»War sie der Killer?« fragte er.

»Ja.«

Holborn nickte nur. Ich stand auf und merkte, daß es mir nicht leicht fiel.

Es waren zwei Paare, die mich anschauten. »Wo sind die Walkers?« fragte ich mit banger Erwartung.

Jim Lane deutete auf eine der Zimmertüren. Sie lag nur ein paar Schritte entfernt. Rasch war ich da, öffnete, ohne vorher anzuklopfen,

und blieb auf der Schwelle stehen.

Maxi hatte ein letztes Opfer gefunden.

Scan Walker, kniete neben seiner toten Frau. Ihr Kopf lag in seinem Schoß. Ich sah das Blut aus der Wunde fließen und hörte die flüsternde Stimme des Mannes.

»Sie ist tot, mein Gott, sie ist tot…« Er sah mich dabei an und schaute trotzdem hindurch.

Leise schloß ich die Tür. Die übrigen Gäste waren leichenblaß. Sie hatten mir über die Schultern gesehen und mitbekommen, was passiert war. Man verlangte wohl eine Erklärung, die wollte ich nicht geben, sondern sagte nur: »Ich werde die Polizei anrufen. Bitte, lassen Sie mich durch!«

Sie schufen mir Platz. Es sprach niemand mehr. Ihre Blicke verfolgten mich aber.

Ein schrecklicher Fall lag hinter mir. Ein fürchterliches Wochenende, denn aus einem Spiel war blutiger Ernst geworden und hatte Menschenleben gekostet.

Mit müden Schritten ging ich die breite Treppe hinab…

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 024 »Der lächelnde Henker«